



MICHAEL HABERLANDT

CULTUR
IM ALLTAG

WIENER VERLAG.



706.

BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT
FÜR ÖSTERREICHISCHE MUSIKWISSENSCHAFT

CULTUR IM ALLTAG.

GESAMMELTE AUFSÄTZE

VON

MICHAEL HABERLANDT.



706 N: 10

WIENER VERLAG
(BUCHHANDLUNG L. ROSNER, SEP.-CTO.)
1900.

~~~~~  
SÄMTLICHE RECHTE VORBEHALTEN.  
~~~~~

VORWORT.



Wir wurzeln alle im Alltage. Seine Gewohnheiten machen für die meisten schlechthin das Leben aus. Seine Gaben sind die wichtigste Speise für unsere Sinne und unsern Geist. Seine Grenzen sind unsere Grenzen, die nur der Genius zuweilen um eine Spanne überfliegt

In diesem Alltag, den bloss der unbesonnene Élegant des Geistes bespöttelt, liegt etwas sehr Grosses . . . liegt unsere Cultur. Cultur: das ist Arbeit der Jahrtausende und ihre Einverleibung in uns. Die ist hundertfach in ihn legiert, sie durchlichtet ihn ganz und gar, und ihre Goldkörner treten noch in seinem trägen, weichen Sand glänzend und mühelos zutage.

Eine Handvoll solcher Goldkörner habe ich seit manchem Jahre aufgelesen; und indem ich nun in diesem Buche meine Taschen umdrehe, hoffe ich nur, dass sie darin nicht zu Katzengold geworden sind, wie dies schon manchem glücklichen Finder widerfahren ist.

Der Verfasser.

INHALT.



	Seite
Die Waldandacht	1
Der Bachwirt :	9
Schnee. (Winterliche Tagebuchblätter.)	16
Der Spitzbub	23
Die Haide von Perchtoldsdorf	32
Thierschutz und Thierschonung	39
Die Reclame	52
Ein Wort über den Klatsch	61
Die Schicksale des Silbers	70
Die Jahreszahl	78
Die Cigarre	86
Unser Ofen	95
Das Bad	101
Ein Weltversüßer	109
Das Feuerwerk	118
Das Fahrrad	126
Vom Kinderspielzeug	133
Das Kartenspiel	141
Beim „Künstler“	150
Das türkische Schattenspiel	155
Moderne Schriftwissenschaft	164
Kriegsbilder	171

	Seite
Vom Lärm	177
Aus dem Lungau	184
Die Trauersitten	192
Die Todteninsel	199
Die Feuerbestattung	207
Die Seelenwanderung	212
Das Pfingstfest	219
Naturempfindung vor hundert Jahren	226
Schrift und Kunst	234



Die Waldandacht.



Von der Straße nach einer stillen Wiener Sommerfrische zweigt, eine blumige Hügellehne ansteigend, ein Wiesenweg ab, auf welchem an schönen und schlechten Tagen stets Leute zu sehen sind, häufiger, als sie auf der Straße drüben verkehren. Wenn wir dem Wege folgen, auf welchem uns von rechts ein Eckchen der Stadt heraufgrüßt, während zur Linken die Spitze des Schneeberges über die dunklen Rücken des Wienerwaldes hervorlugt, so empfängt uns am Waldsaume ein kleiner Hain hochstämmiger Föhren, durch deren Grün Goldglanz und bunte Farben überraschend herausblicken. Im Nähertreten gewahren wir die ganze Gruppe der Föhrenstämme mit Bildern und Figuren behängt, vom Boden bis hinauf ins dichter werdende Astwerk ein Übereinander ärmlicher Kunstwerke, in hellen und dunklen Farben, zwischen durch blühende und welke Sträußchen, die von der Wiese unten im Thal gepflückt wurden.

Die schlanken Waldstämme stehen in solchem Schmucke wie die heiteren Säulen einer Waldkapelle, deren Decke der blaue Himmel bildet. Und wirklich ist es eine Waldkapelle, die hier um ein bescheidenes Crucifix sich grünend zusammenschließt, festlich gewandet vom frommen Glauben

und der Andacht ungenannter Besucher, eine fromme Stätte, die sich das Volk selbst gestiftet und eingeweiht hat.

Das Geräusch der Großstadt dringt noch schwach herauf bis zu diesem idyllischen Kirchlein ohne Mauern, das Weltkind kommt vorüber, und der Heide aus der Stadt rastet auf seinen Bänken. Kein Priester hält dort den Dienst, kein Weihrauch und kein Glockenklang steigen zur Messe in die Lüfte, die nur vom Blumen- und Heuduft durchwürzt und von Vogelstimmen durchsungen werden. Dennoch wächst diese Kapelle mit dem Walde fort und setzt gleichsam ihre Jahresringe an; immer neue Stämme bedecken sich mit den Zeichen und Spenden der Frömmigkeit, und zwischen dem alten Schmuck der ersten Reihen weiß der Eifer noch immer leere Plätzchen zu entdecken, um seine Spende anzunisten. Diese „Waldandacht“ ist keine künstliche Schöpfung, wie man sie wohl, gleichsam aus der Schachtel geholt und an stimmungsvollen Plätzchen aufgestellt, in Curorten trifft. Unsere Waldkapelle ist schlicht und natürlich wie das Kreuzlein auf einem Grab erstanden und mit dem Waldgrün verwachsen; wie Ast oder Blumen werden diese Bilder und Figuren vom Regen benetzt, Wind und Sonne trocknen sie, und der winterliche Schnee setzt den goldglitzernden Rahmen seine weißen Kappen auf und ver mummt die ganze heilige Familie.

Auf vielen Bergstraßen des Orients stehen Bäume, ganz behängt mit Kleiderstreifen und bunten Fetzen; jeder Vorüberziehende reißt sich ein Fleckchen vom Gewande und hängt es zu dem übrigen, mitunter auch etwas Besseres, wenn sein Gemüth bedrückt oder erhoben ist. So wächst auch unser Bildersaal im Walde. Wer kennt

die namenlose Gemeinde, welche Bild um Bild, Figur zu Figur an diese Stämme heftet, nicht etwa stets in Herzensangst und Nöthen oder um hilfreichen Mächten zu danken, sondern um auch ein Scherflein zuzulegen, wo schon ein frommer Schatz versammelt ist? Wie vieles Menschliche wächst in dieser Art, von den Steinhügeln auf Heidengräbern bis zur wohlthätigen Liste in den Tagesblättern! Wirkliches Gefühl macht den Anfang, dann wird es Brauch, der nicht nach sich fragt, zuletzt drängt sich die Selbstgefälligkeit der Welt heran und beschenkt das zarte Seelchen zu Tode.

Noch ist von unserer Waldkapelle die Eitelkeit mit ihren schwerberingten Fingern und plumpen Gaben fern geblieben. Es ist noch durchwegs die naive ärmliche Spende, wertloser frommer Tand, der sich an den Waldstämmen hier angesammelt hat, echtes Waldmoos des Glaubens und keine gemachten Papierblumen der Sentimentalität. Es sind die Bilder Jesu von allen Stationen seines Lebensweges, Ölgemälde in feuervergoldetem Rahmen bis herab zum schlechten Holzschnitt, wo der Heiland von den Schächern gar nicht mehr zu unterscheiden ist; daneben der plastische Christus, so das Christkind in der Krippe, wie der Gekreuzigte am Marterholz. Da sind die Madonnen, die holdselige Jungfrau, wie die schmerzhaftige Mutter mit den Schwertern im Herzen und dem Leichnam des Sohnes im Schoß; da sind unsere lieben Frauen von allen Gnadenorten, mit dem alterthümlich steifen Mantel, dem Faltenrock und den schweren Kronen, über den Gnadenkirchen berühmter Wallfahrtsorte schwebend, und dazwischen grüßen und knien Bild und Figur der Heiligen, mit welken Blumen bekränzt, beschädigt und wieder gefiekt, eine wetterharte, vom Wind und Regen

verblasste Gesellschaft. Zu ihren Füßen die irdischen Wünsche, die Zettel mit den frommen Versen, Bitten und Danksagungen. Gedruckte, in nichtssagendem Kirchentone — allemal unter Glas und Rahmen — geschriebene, ebenso stark im Glauben als schwach in der Orthographie, die Tinte verwischt, hie und da ein ergreifender Ton. Für die Genesung ihres einzigen Kindes dankt eine Frau der Himmelsmutter; um ein glückliches Ende betet die Greisin. Die Gefahr für Hab und Gut wehrt ein Unbekannter mit dem Florianssegen ab, und „Lass' in den Georg die Lieb' einfahren“ ist das Gebet des verschmähten Mädchens.

Es ist eine eigenthümliche, weit hinter den meisten von uns liegende Welt, aus der diese Bildwerke und Bitten im Walde stammen. Wie aus dunklen Truhen, von niedrigen Bauernwänden, aus der Nische mit dem ewigen Licht, wo altväterischer Hausrath herumsteht, sind die meisten Spenden hervorgeholt. Die Großstadt ist freilich zu nah, als dass in dem frommen Schatz nicht auch das seelenlose Fabricat religiöser Industrien anzutreffen wäre, die schlechten Copien von Mustern, die, hoch über dem Volksgeschmack stehend, seinem Verständnis ganz entrückt sind, billigste Kreuzerware, wie sie die Maschine zu Tausenden für die mechanische Andacht liefert. Aber wenn man diese grünenden Bildsäulen genauer mustert, wird sich doch genug der echten alterthümlichen Einfachheit in Werk und Bild hier angeeignet finden. Wer, wie die meisten Gebildeten, die kirchliche Kunst nur in den stolzen Domen und den Gallerien kennen gelernt hat, wo sie dem religiösen Gedanken in idealer Verklärung Ausdruck leiht, wird fast über die Dürftigkeit erschrecken, in welcher derselbe Gedankeninhalt dem Bedürfnis eines anderen

Lebenskreises genügt. Das Volk hat, wie sein eigenes Wissen und seine eigenthümliche Vorstellungsweise im Gegensatze zur Wissenschaft, so seine traditionellen künstlerischen Formen, seinen starren Geschmack, seinen eigenen Gott und Heiland. Rafael und Michelangelo haben für denjenigen, der auf der Bildungspyramide oben steht, ewige Anschauungen geschaffen, in den Niederungen des Volkslebens erben sich von Urväterzeit stumpfere Umrisse, dunklere Anschauungen, steife und starre Formen fort. Nur diese ärmlichen, primitiven Figuren und Bilder liebt das Kind aus dem Volke; nur zu solchen Göttern hat es Vertrauen. Sein Heiliges muss durchaus jenen steifen Faltenrock und die plumpe Krone auf dem Haupte, die breiten Wundmale auf den Händen und die Schwerter im brennenden Herzen haben. Und nicht die unfassbare Himmelskönigin überhaupt, sondern unsere liebe Frau von Mariazell oder Maria-Taferl oder von sonst einem Gnadenorte kennt und bildet diese naive Kunst ab. An den Bäumen unserer Waldkapelle hängen gewissermaßen die Documente eines Capitels der christlichen Kunstgeschichte, und in dem ärmlichen, aber von hundert Händen zusammengebrachten Schatze spiegelt sich das religiöse Bewusstsein einer ganzen Volksgeschichte ab.

Wie die Waldandacht entstanden, wann die ersten frommen Bilder durch die Bäume grüßten und was ihr den Zuspruch verschafft hat, dem sie ihre anmuthige Ausstattung verdankt, darüber weiß die locale Tradition eine Geschichte zu erzählen, die einen Fall ganz moderner Legendenbildung darstellt. Ein Kranker soll seine sieche Lunge in dem Föhrenwäldchen gesund gebadet und dankbaren Sinnes das Kreuz und die ersten Bilder gestiftet

haben; und nach ihm versuchten noch einige die würzige Luft des Wäldchens, und siehe — schon wird es legendenhaft — auch sie gesunden. Ihren Dankesspenden folgte der Zudrang der aufmerksam gewordenen Menge, und Bild um Bild zog nun in das Wäldchen, bis vor einigen Jahren ein Verbot ergangen sein soll, neue Spenden hinzuzufügen — auch eine ganz moderne Wendung in der Geschichte eines begnadeten Ortes. Wir lassen diesen ganzen Bericht auf sich beruhen; sicher aber ist, dass unsere Waldandacht nie ein Wallfahrtsort im eigentlichen Sinne geworden und auch niemals ein solcher gewesen ist. Die echten Gnadenorte, wohin der regelmäßige Zug der Heilsbedürftigen geht, sind es durch irgend eine natürliche oder übernatürliche Merkwürdigkeit, durch eine heilsame Quelle oder die Legende eines Wunders geworden. Oft rührt die Heiligkeit ihrer Stätten noch aus vorchristlicher Zeit her, und manchenorts bannt das Kreuz seinen Frieden über einem heidnischen Grab. Gewiss nichts von all dem gilt von unserer Waldkapelle. In solcher Nähe einer großen Stadt geschehen keine Wunder, und ein Gnadenbild fühlt sich nur in stattlichem Kirchlein, nicht unter freiem Himmel wohl. Aber das Plätzchen, wo ein einsames Waldkreuz aufragt, zu schmücken, ist fromm und schön, und so hat die Stätte bald ihr andächtiges Kleid. Dann mag sie in dem Schmucke bleiben, bis Wind und Regen das letzte Gold von den Rahmen gewaschen und das letzte Kränzchen vertragen haben, und vielleicht thut sich in einem anderen Winkel der Gegend eine neue solche Stätte auf. Analogien zu diesem Vorgang kennt der Kundige aus aller Welt, und selbst der mongolische oder tibetanische Buddhist hat vielerorten seine „Waldandacht“, der nur unser schöner Wald

zu fehlen pflegt. Um den „Dagob“, den aufragenden Kegel, der in buddhistischen Ländern unserm Crucifix entspricht, sind auf Steinen und Felsplatten die heiligen Figuren und Gebete versammelt und daneben aufgeschichtet die zahllosen Figürchen aus Lehm, von den kunstvollsten bis zum primitivsten, welche das buddhistische Göttergewimmel verkörpern. Sogar der schlechte Holzdruck auf grobem Papier oder farbigen Fetzen fehlt nicht, um die Identität voll zu machen.

Man pilgert das ganze Jahr, vorab an schönen Sommertagen, viel und gern zu dem kleinen Kirchenhain. Der Wiesenweg, welcher hinanleitet, ist tüchtig ausgetreten, und es ist schwer, an seinem Rain noch eine wilde Blume zu finden. Andacht im religiösen Sinne tragen gewiss die wenigsten Besucher der Waldandacht mit hinauf, aber wer immer vorüberkommt, tritt gern in den geschmückten Raum und schenkt ihm einige Augenblicke der Betrachtung. Den einen hat eigentlich irgend ein fideles Weinhaus, des Teufels Capelle, heraufgelockt; der andere will der freien schönen Gottesnatur seine Andacht bezeugen; einen dritten, in dessen klugem Kopf längst alle Götter gestorben, führt die schöne Teufelin Venus am Arme hinauf. Dennoch kannst Du sie an schönen Sonntagnachmittagen alle in unserer Waldkapelle treffen, die Bilder musternd, die Sprüche entziffernd, und wenn sie gerade zufällig ein frommes Bild in der Tasche hätten, wer weiß, ob sie es nicht ganz im Hintergrunde heimlich an eine Föhre hängten und einen stillen Wunsch dazu? Wenn man einsam und still auf der Bank zwischen jenen Bäumen sitzt und ins Träumen geräth, so mag man in der Ferne die geheimnisvollen Glockentöne der verlorenen Waldkirche Uhlands erklingen hören, wie wir aus verlässlicher Quelle vernommen haben.

Wir werden uns nicht dazu verstehen, die Adresse unserer Waldandacht zu verrathen. Wer sie neugierigen Sinnes sucht, der findet sie ohnedies nicht. Nur so viel verrathen wir, dass sowohl der blau markierte Weg, wie der grüne oder gelbe sicher und bequem hinanführen. Findet nun eine meiner schönen und andächtigen Leserinnen die grüne Kapelle, so nimmt sie vielleicht diese kleine Zeichnung und legt sie bescheiden als unser gemeinsames Scherflein zu dem übrigen.



Der Bachwirt.



Wohl rauschen überall im Lande frische Bäche durch Wald und Feld, und ein Haus mit grünem Buschen und kühlen Weinen steht auch meist daran, wo sich's gut ruht und trinkt; aber einen Bachwirt gibt's doch nur an Einem Orte, einen Bachwirt, welcher der Bachwirt ist — nicht ein Mensch, der ein Wirtshaus am Bach führt. Der Unterschied ist groß: er betragt eine echte, rechte Poetenseele — eben die muntere Dichterseele, welche in unserem Bachwirt singt und klingt. Wer bei ihm einkehrt, wird mit Wein und Liedern bewirtet, und zum trefflichen Mahl aus seiner Küche bietet er fröhliche Poesie aus seinem Kopf. Das thut ihm leicht keiner nach — darum ist er der Bachwirt und sein Haus weithin bekannt im Lande.

Von der Straße durch's liebliche Alt-Aussee führt ein angenehmer Pfad in ein grünes Seitenthal, wo des Bachwirtes Hof steht. Dunkles Tannengrün säumt den Weg, der fast unmerklich, doch unverdrossen bergan führt, manchmal in weitere Lichtungen hinaustretend, wo die Felsenwände ernst niederschauen und Echo, die neckische Nymphe, ihr Wesen hat. Goldschwänzchen zwitschern auf den Zweigen, und plätschernd eilt zur Linken ein Bach, des Bachwirtes Bach, thalabwärts zum tiefgrünen See.

Wer das Bücken nicht scheut, kann von Rain und Wiese bequem einen hübschen Strauß pflücken, bis er beim Bachwirt ankommt; er tritt auch würdiger in das Haus, wenn er mit Blumen kommt. Ein stattliches Gehöfte, blank und sauber, steht es nach einer kleinen Wegstunde im Thale; ein rechtes Bauern- und gar kein Musenhaus, mit Stall und Dunghof, mit schwerem Dach und kleinen Fenstern. Keine Lyra oder sonst ein Zeichen, dass die Musen im Hause ein Heim haben, am Giebel; sein einziger Schmuck ist ein luftiger Vorbau mit den sauber gedeckten Tischen für die Gäste. In der Wirtsstube mit ihrer eichenen Decke altväterischer Hausrath; ein ungeheurer Ofen, geschwärzte Bilder an den Mauern; die Bänke laufen an der Wand und der schwere Tisch steht in der Ecke. Eine altmodische Guitarre liegt darauf: das ist des Bachwirts Traute.

Die Stube ist heute leer, es sitzt sich im Freien viel hübscher. Draußen sind denn auch die Tische voll; Einheimische und Stadtleute in buntem Durcheinander. Wir bekommen unsern Wein und drehen uns erwartungsvoll auf den Stühlen. Da tritt ein großer, hagerer Mann zwischen die Tische, seine „Klumpfen“, die Guitarre, in der Hand — es ist der Bachwirt. Der Schelm sitzt ihm in den Augen, und den Wein liebt er auch: das sind die ersten raschen Eindrücke, zu denen uns Zeit bleibt; denn der Bachwirt hat sich einen Stuhl unter seine Gäste gerückt und zupft schon an den Saiten seiner Klumpfen. Er singt eins vom Besten: den „sinierenden Narren“, der nicht weiß, wie ihm ist. Man horcht auf und stutzt, bei der zweiten oder dritten Strophe aber wird man warm und lacht zuletzt seelenvergnügt mit. Das nächste Liedl genießt man noch

besser, das dritte wird bejubelt — nun hat es uns, wir sind eingeschossen, der Bachwirt hat uns auf seinen Ton gestimmt. Da steht der Spielmann unter den Leuten, die ein jeder mit anderer Laune, alle mit ihrem Wurm gekommen sind, und singt ihnen ein paar Liedeln: und siehe, nun schwingen aller Geister harmonisch nach Einer, nämlich nach seiner Weise, Mathematiker wie Sanskritist vergessen ihrer Weisheit und wissen mit dem Bachwirt nicht, wie ihnen ist. Man muss ausspannen, wenn man ihn hört, und das thut wohl. Welcher Genuss, das Getriebe seines Geistes auf das Niveau herabzudrehen, wo einen der Bachwirt aufnimmt und, der prächtigste Führer, herumgeleitet, das Niveau des gesunden, geraden Verstandes und Mutterwitzes, der nichts aus den Büchern hat, sondern alles aus der lebendigen Welt und dem eigenen Innern. Im Grunde ist Bildung doch auch eine schwere Last, nebstdem dass sie ein Flügelkleid ist, und wer sie uns unfühlbar macht, setzt uns so recht in den paradiesischen Zustand der Geister ein.

Den Bachwirt, wie er sich in seinen G'sangeln gibt, in sich aufzunehmen, das ist solch ein Aufathmen von einem schweren Druck, das ist solch eine vergnügliche Feierstunde. Und er macht uns das so leicht! Denn was er auch singt, sein Thema ist doch eigentlich immer er selber, aber nicht er: Johann Kain, Bachwirt zu Alt-Aussee, sondern das fröhliche Bachwirtherz, welches die Sonne lieb hat und die schöne Erde, und Semmeln zu essen räth, wenn kein trocken Brot mehr da ist; das wackere Bachwirtherz, das auf seinem Kreuz den Herrgott sieht und geduldig in Trübsal ist, das schelmische, verliebte, das warme Bachwirtherz. Singt er von Freuden und Leiden seiner Kindheit, vom ersten Bad und wie er „im Zurn d' Faschen zer-

rissen“, so geht allen Müttern das Herz auf; erzählt er, wie's dem Bachwirt in der Schule gieng, wie er „g'rad' immer um an leichten Text g'fragt is wor'n“ und „halt nia kan Antwort g'wisst hat“, und wie ihn „d' Schuldirndeln“ d'rum als „an Haderer“ ausgelacht, so nickt ihm jeder, der je einen Schulranzen trug, verständnisvoll zu. Bald aber hat der Bub den Dirndeln „kein Fried mehr geb'n“. Liebessachen sind das erste Hauptstück der Poesie, und der Bachwirt hat sich keine Ausnahme von der Regel erlaubt. Es kam die Zeit, wo er gar oft nicht wusste, wie ihm war, und noch jetzt singt der Bachwirt, dem schon manch silbern Härlein im Barte schimmert, mit Jugendfeuer: „Dirndeln ho i umag'riss'n, die no leb'n, die wern's wohl wissen, dass i kriegt ho lauter schön, no, das wird ma do vasteh'n.“

Ein glücklicher Ehestand beschloss die lustige Zeit. Wie erquicklich und herzig schildert er „im verheirateten Bruder“ sein Hausleben, wie sie so „recht gut mitsam lebten, halt fast als wie zwoa Taub'n“, und wie sein Weib so brav und treu. „Was kann dann nacha sonst dein Weib,“ fragt der ledige Bruder, „just flicka wird's wohl küna?“ — „Geh', hör' mir mit der Dummheit auf, sie kann ja prächtig singa.“ — „Ja, bringt dir das a Brot ins Haus?“ — „O na! Koan anz'gen Biss'n.“ — „Wer flickt dir denn dein Hos'n aus?“ — „I ho nie kaini z'riss'n.“ Ja, der Bachwirt weiß, wie Mann und Weib zueinander stehen sollen, und spart seine Liedeln nicht, den Ehestand zu beleuchten. Den Männern, welche die Null hinter der bösen Sieben, klingt sein „Herr im Haus“ gar spöttisch in die Ohren: „I lass's in der Früh schlaf'n, thue's nit sekiern, i steh zeitli auf, geh in Stadl spazier'n, i fuater die Hühner und kehr 's Zimmer aus und zeig mi halt

überall als Herr im Haus.“ Aber auch den Weibern sagt es der muntere Prediger vom Bach keck ins Gesicht, und „die verschwenderischen Weiber“ und „d' Fruahmess-Weiber“ bekommen einen schönen Spiegel mit. Wie manchem hat der Bachwirt sicherlich ein Licht aufgesteckt, dem's zu Haus nicht taugen wollte, und wie mancher ins Gewissen geredet, besser wie der Pfarrer, die sich nicht recht zu schicken gewusst; denn die Hausbilder, welche er so lebendig und treffend und doch, wie es der Poesie zukommt, so höchst allgemein und von jeder individuellen Beziehung losgelöst seinen Gästen entgegenhält, sind erquicklicher Wein für den Unbetheiligten, aber scharfe Lauge für die, welche sie angehen, und das stürmische Lachen, welches sie erregen, fegt im Geheimen gewiss manch hässliche Spinnweben aus den Seelen. Freilich ist der Bachwirt selbst kein Heiliger, aber Glückseligkeit im Gemüthe und Frieden im Hause hat er immer gehabt, und da darf einer schon mitreden. Man braucht auch nur die Frau Bachwirtin zu sehen, wie hübsch sie sich ihm schickt, wie sie auf ihn stolz ist und mit seinen Schelmereien so geduldige Nachsicht hat, um zu wissen, wie der Mann ist. Einen „Haderer“ nennt er sich zwar, einen Pechvogel, der im „Krebsen geboren und d' Jungfrau versamt hat“, und zuweilen mag er recht haben, denn er ist ein Poet — aber wenn man in solchem Haus- und Ehestande lebt und ein solcher Singvogel ist wie der Bachwirt, so gibt man sich wohl drein. Seine Wirtschaft gedeiht, sein „Kreuzer“ lehrt auch, warum; im Keller hat er stets guten Wein für die Gäste und für den eigenen Durst, denn „der nit zum Trinka schaut, steckt in kainer g'sunden Haut“. Was wollte der Bachwirt auch thun? Da trinken ihm die

Leute, wenn er ein G'sangel beendet hat, begeistert zu, und als höflicher Mann muss er doch Bescheid thun. Es dient auch, die Zunge geschmeidiger zu machen, und das kann der Bachwirt wohl brauchen, wenn er seinen „Speiszettel“ singt oder „Den Kramerstand“ oder von seinen „Weltreisen“, in denen seine Sprach- und Versgewandtheit ganz verblüffend zum Vorschein kommt. Das surrt wie ein Spinnrad und klappert wie eine Mühle im Bach, immer mehr zum Lachen reizend, je länger es fortgeht. Solche Stückchen liebt der Bachwirt; wie allerliebste trifft er's im „Thier-Tischkur“, wo die ergötzlichsten Thierporträts in kurzen Sätzchen geliefert sind: „I waiß was Nois, sagt der Kroiß (Krebs), na und was, sagt der Has, bald i brumml, sagt die Hummel, so hört's nix, sag'n die Füchs . . . Bin i dein Mann, sagt der Hahn; na was denn, sagt die Henn'; bist a Rauber, sagt der Tauber, das ist wahr, sagt der Staar.“ Und so geht's weiter, der Bachwirt ermüdet nicht und stockt nicht; mit den Wörteln nimmt er's nicht so genau, es kommt doch immer bachwirtisch heraus. Denn es kommt wahrhaft aus seinem Herzen. Da ist nichts Anempfundenes, Angelerntes; kein Komödiant steht unter den Leuten und singt ihnen Possen vor, sondern ein rechter Mann und Poet braucht die schöne Gabe, die ihm geworden, wie der Vogel, der auf den Zweigen singt. Ein seltsames Zeugnis hat ihm darüber einmal eine große Komödiantin gegeben: auf einer Wand steht von der Hand der Gallmeyer geschrieben: „am 13./9. 1883, ihrem 30. Jubiläumstag, hat hier Jos. Gallmeyer mit ihrer treuen Dienerin Elise Baumgartner und dem Hunderl Schatzi köstlich diniert. So ein Jubiläum ist tausendmal mehr wert, als unter falschen Komödianten.“ Das kann

sich der Bachwirt schon gefallen lassen. Aber man braucht ihn auch nur anzusehen, wenn er beim Singen ist, wie da sein ganzes Gesicht, sein ganzes Wesen von innen heraus mitsingt! Wie die Augen lustig zwinkern und blitzen und die verhaltene Heiterkeit ihm um Mund und Wange zuckt! Der ganze Mann von naiver Freude an seinem eigenen Ton, an seinen schnurrigen Einfällen und launigen Spässen beseelt, das ist schon selbst fröhliche Unterhaltung mit anzusehen. Noch schöner aber ist's, wenn er auf einem Gang zur Küche oder zum Keller, vom dankbaren Zuhörer eingeladen, sich an unseren Tisch setzt. Er thut's mit jovialer Würde, und wie gemüthlich wird nun discuriert. Er erzählt, wie er als junger Bursche in der „Stadt“ gewesen und wie ihm seine Liedeln am liebsten beim „Wachtstehen“ in der schönen kalten Nacht eingefallen; wie er als Statist im großen Theater mitgespielt und dann viel Schönes gesehen — „na, überall lasst sich's leb'n, aber net so wie in Aussee,“ schließt er darauf kurz ab, mit einem Herzenslaut, der wie ein Jodler klingt. Und dann greift er wieder zu seiner Klampfen und singt das „Gelobte Ausseerlandl“. Denn der Bachwirt ist stolz auf sein Landl, aber das Landl ist auch stolz auf ihn.

Das ist die Poesie, wie sie im Bachwirtshaus zu finden, wie sie mit ihm zu Tische sitzt und seinen Wein und seine Backhändeln würzt, dass man meint, nimmer habe es so gut geschmeckt. Wohl darf sich's der Bachwirt sagen, dass keiner ohne Dank sein Haus verlassen, so mancher ihn in lieber Erinnerung behalten hat. So mancher „Poeta laureatus“ gäbe wohl gern seinen trockenen Lorbeer hin, kränzten ihn auch, wie's dem Bachwirt wohl geschah, weiße Mädchenhände in der Begeisterung des Augenblicks mit frischen Alpenblumen.

Schnee.

Winterliche Tagebuchblätter.



Montag. Ein eigenthümlich scharrendes, unerträgliches Geräusch auf der Straße weckte mich vor der Zeit, und als ich die Augen aufschlug, sah ich eine weiße Dämmerung mit milchigem Licht durch die Jalousien in die Stube dringen. Schnee! Er liegt schon dick auf den Dächern und Straße, und vor den Fenstern weht es noch immer wie weiße Wolken. Das wird Arbeit geben! — denkt sich der Städter, der sich den Schnee zunächst immer nur als Verkehrshindernis, als ein Wegzuräumendes vorstellt, weil derselbe zwischen Häusern nichts als das Signal zu endloser Säuberung mit Hacke und Schaufel ist. Wer nicht so früh hinaus müsste!

*

Es ist richtig schon alles in vollster Arbeit. Der schöne ebene Teppich, der so appetitlich und so gründlich ausgebreitet liegt, ist schon zerstört und zerwühlt, die Fußstapfen der Fußgänger zerfließen schon ineinander. Die Hügel thürmen sich auf, und die erlogene Reinlichkeit — Goethe nennt den Schnee so — kommt stellenweise bereits hervor. Wie gründlich solch ein Schneefall ist; kein Plätzchen, keine Kante, kein Vorsprung wird vergessen, selbst der Eckstein auf der Gasse hat seine Haube!

Im Vorübergehen konnte ich mich nicht enthalten, sie ihm abzustreifen . . . Es zuckte mich so in der Hand. So gerne wirken wir auf unsere Umgebung ein.

*

Wie wir eifrig dahinstapfen, geht uns etwas Gewohntes, Nothwendiges, ohne dass wir es wissen, ab. Es ist das Geräusch unter uns, neben uns, um uns. Wie still und gedämpft ist alles; nur wenn die Hacke auf den Steingrund aufstößt, geht der metallische Klang laut und weit überall hin. Wahrscheinlich redet man darum so viel von der Schneedecke, vom Teppich des Schnees, und nicht so sehr, weil er sich deckengleich über den Boden breitet. Darum ist die weite Schneelandschaft auch so feierlich: sie ist so still und ruhevoll. Alles Feierliche ist ruhig — und legt sich Teppiche unter.

*

Dienstag. Als ich gestern abends heimkehrte, waren die Leute noch immer auf der Straße und hantierten mit Schaufel und Hacke. So wird also aus Schnee Brot; aber es ist ein kaltes Brot. Immerhin werden Tausende heute satt, und morgen fällt wiederum Schnee. Er droht uns noch völlig einzumauern . . . Ja, der Schnee mauert und pflastert drauf los! Über Nacht, wo wir die Waffen strecken, hat er still und unermüdlich gebaut und geschichtet, und wieder ist alles blank und rein. Die Zeitung weiß schon allerlei vom gestrigen Tag zu berichten; nun thut sich aber erst die Schneechronik auf: der Schnee wird Ereignis. So brauchen die Elemente nur einmal ihre Macht zu zeigen, und die menschlichen Händel sind mit eins beiseite geschoben. Besonders wenn ihre Wuth als die zähe Ausdauer des Schnees über uns kommt, vergräbt er unsere Ereignisse wie

unter einer dicken Decke, aus der wir sie erst heraus-schaukeln müssen, wie unsere Pfade.

*

Klingelnd fährt ein Schlitten die weiße, glatte Bahn daher. Ich schaue ihm nach. Alle Leute schauen ihm nach. In diesem taktmäßigen Schellen fällt es wieder als ein Neues, Ungewohntes auf uns, dass wir Schnee haben.

*

Wie hübsch sieht eine fortlaufende Fußspur im Schnee aus! Nicht das einzelne Loch, das sehen wir hier gar nicht, sondern das Bild des Weges, den einer hier gegangen, die zurückgebliebene Bahn. Unwillkürlich beschäftigten wir uns mit dem hier Gegangenen, ähnlich wie wenn wir eine fremde Handschrift finden. Es ist wie ein Document seiner Anwesenheit an der Stelle vor uns, und das erweckt unseren Antheil.

*

Mittwoch. Ein Blick aus dem Fenster morgens zeigte das gegenüberliegende Gärtchen mit seinem Gesträuch und seinen Bäumen wie verzuckert — ein reizender Anblick! Wir nennen es nur unser Schneegärtchen. Da kann der Schnee schaffen und putzen nach Herzenslust, hier den weichen Teppich breiten, auf die eingebundenen Stöcke seine Hauben setzen, die kleinen Nadelbäume mit dem Schneeputz herauszieren — und die reine wunder-volle Verzuckerung aller Zweige und Äste, aller Spitzen und Zacken, hier wird sie ihm doch zum Dank. Wo wir wohnen und gehen, lassen wir ihn ja nie walten, findet er auch keine Aufgabe, keinen Boden sich zu zeigen; aber gebt ihm nur Freiheit und günstigen Spielraum, und wir lernen den reichen, wundervollen Künstler, den

witzigen Bildner und Gestaltungsmächtigen in ihm bestaunen. Seine plastische Kraft ist unerreicht. Höchstens als Zeichner ist neben ihm ein grauer, wohlbekannter Künstler zu nennen — der Schatten.

*

Eine weiße, blanke Schneefläche ist hier zwischen den Bäumen übrig geblieben. Unmöglich, dass man nicht hineinstapfe; die Versuchung ist zu groß, sich so abzu drücken, sein Ich gleichsam abzumalen, sozusagen ein Conterfei von sich auf dieser blanken Tafel zu hinterlassen; so wissen's auch die Kindlein, wenn sie die Lust treibt, das blanke weiße Papier zu bekritzeln; und vor der weißen Leinwand des Schnees werden wir alle zum Kinde.

*

„Schlittenfahren!“ jubeln die Knaben auf den Gassen und ziehen einander keuchend über die schlechte, verdorbene Bahn. Was wissen die Genügsamen von dem athemlosen Vergnügen des pfeilschnellen Herabschießens von Schneehügeln, herab, wie der Blitz noch lange hinaus in die ebene Bahn! Da gieng ich eine sich etwas senkende Gasse hinab; um einen winzig kleinen Schlitten drängte sich ein Rudel lärmender Knaben, bis sich endlich ein Bevorzugter, ein langes Bürschchen, bäuchlings auf den kleinen Sitz legte — zum Sitzen waren seine Beine zu lang — und mit mäßiger Geschwindigkeit die schiefe Bahn hinabgeschleift wurde. Lautes Halloh der miteilenden Jugend, und der sonderbare Reiter ruft mit innigstem Behagen: „O, das war gut!“ Wie wenig braucht man, um glücklich zu sein!

*

Donnerstag. Nun sind wir hier mit dem Schnee schon fast fertig. Kein Mensch spricht mehr von ihm. In langen

Reihen liegen die aufgethürmten Hügel, und die Gassen sind rein. Dafür kommen böse Nachrichten massenhaft vom offenen Lande. Man möchte es gern sehen, oh ja, es muss so interessant sein; aber draußen weilen und wohnen, Gott verhüte! Die Phantasie fährt freilich so gern auf klingelndem Schlitten in die Schneelandschaft hinaus, aber die Bequemlichkeit sitzt doch fröhlicher zu Hause in der warmen Stube und wärmt sich die Füße am strahlenden Kamin.

*

Verlorene Sterne fallen vom Himmel, den ein leichter Schneedunst deckt. Wir fangen sie mit dem Ärmel auf und sehen sie uns genauer an. Aber kaum betrachtet, schmilzt das Sternchen im Hauch unseres Mundes. Doch ein neues ist schon wieder da, und wieder eins, jedes netter und sauberer als das andere, und mit verhaltenem Athem bewundern wir die überschwängliche Feinheit der Gebilde, die Zartheit der Zeichnung, die köstliche Präcision des Baues. Mit einem Kopfschütteln entlassen wir endlich die Sternchen, streifen den Ärmel ab und gehen resigniert weiter. Begreife das, wer kann — so haben wir einen philosophischen Augenblick. Denn solch ein Sichwundern ist eine philosophische Affection, das wusste schon der göttliche Platon.

*

Als ich nichtsahnend neben den Häusern meiner Gasse dahinging, bautz! — auf einmal trifft es mich am Kopf, am Hals, auf der Schulter wie ein Schlag, und weiße Ballen und Flocken rieseln an mir herab. Ein verblüfftes Oh! — und ich schüttle mir den Schnee aus den Kleidern und reibe mir den Kopf von dem derben Schlag. Ah, das sind die zarten Sternchen und der luftige Spitzenflitter! . . .

Und als ich mein Abenteuer daheim erzähle, führt uns der Scherz bald zum Ernst, zur Riesenwucht der Lawinen und zur berghohen Last des ewigen Schnees. Alles leichte Sternchen, zum Zerhauchen, alles Flocken, federleicht . . . Ja, auch der unermessliche, unergründliche Ocean ist nichts als kleine Tropfen, Tropfen Thaus, wie sie im Rosenkelch liegen . . .

*

Dem Menschen deckt der Schnee gar fürsorglich auf dem Felde seine Frucht, seine Speise zu, dem armen Gethier aber vergräbt er sein Futter unter der lastenden Decke. Wie groß die Noth sein muss, sehen wir an den frierenden Spatzen in den Gärten. Wie sind sie hinter jedem Bröcklein her, das uns da entfällt! Zwar übt gar mancher guten Herzens das ABC des Wohlthuns und streut den Thierlein Futter, aber der fallende Schnee, der grimme Lebensfeind, weiß es gut zuzudecken und zu vergraben. Ein Leichentuch, sagt man, sei der Schnee; ei, nein, er ist nur eine neidische Serviette, der die reiche Tafel, welche der Herbst gedeckt, verhüllt und zudeckt.

*

Was für ein bildsames Material ist doch der Schnee! Er ballt sich zu Geschossen, er dient den künstlerischen Trieben der lustigen Jugend, wird Hügel und Festung, Thor und Haus. Die Eskimo wohnen in Schneehäusern und haben es darin warm. Sonst fällt uns kein Baumaterial vom Himmel. Aber wehe, wenn er selbst damit zu bauen anfängt, die Häuser ummauert, seine Wände aufschichtet, seine Thürme errichtet. Die größte Wucht, die wir auf die Beine bringen, der ungeheure Ansturm des Dampfrosses, prallt ohnmächtig gegen den schim-

mernden Cyklopenbau an. Schon fängt der grimmige Baumeister im äußersten Norden an, alles zu vermauern, Hügel und Thal auszugleichen, seinen Riesenwall darüber zu schütten . . . wenn er erst größere Freiheit hat . . . die blühende Erde zum Schneehügel zu machen.

*

Freitag. Eine unruhige Nacht. Die Scheiben zitterten und klirrten im Anprall leidenschaftlicher Windstöße. Die Schneefarbe ist ganz eisgrau geworden, es tropft von den Fenstern. Thauwetter? Als ich zum Thore hinausgieng, ach, welch linde, warme Luft umfängt mich da mit würzigem Hauch! Es ist der Föhn, er jagt mich die Gasse hinab. Wie frisst er gierig den Schnee und leckt die weißen Flocken auf! Es knuspert und knistert ganz vernehmlich davon. Das blanke Weiß ist überall verfallen, es ist rauh und grau geworden und rollt sich zu lockeren, nassen Streifen auf. Unendliche Nässe auf den Gassen, von den Dächern; Bäche Schneewassers rauschen und gurgeln auf allen Seiten. Mit dem ewigen Schnee währt es schon noch eine Weile . . .



Der Spitzbub.



Im Morgenlande ist es nicht ungewöhnlich, dass die Leute, wenn sie einen lieben Hausgenossen, einen treuen Hund, einen klugen Papagei verloren haben, für die arme treue Seele vom Lama oder Bonzen eine Seelenmesse lesen lassen, wie für einen ihresgleichen. Indem man die Tugenden des Verlorenen preist, wünscht man ihm die beste Wiederkehr zum Schönsten, das man trotz allem weiß, zur holden, freundlichen Gewohnheit des Daseins, wo man ihm dereinst in menschlicher Gestalt als Freund und Bruder zu begegnen hofft . . . Uns umschwebt ein kleiner trauriger Schatten, und ein leergewordenes kleines Heim sieht uns trübe, fragend, mahnend an; kein süßes Stimmchen zwitschert mehr traumverloren darin, nur einen zarten Geisterruf glauben wir manchmal daraus zu vernehmen, der uns um etwas zu bitten scheint.

Ach, unser Spitzbub ist todt. Ein unabwendbares Schicksal hat ihn jäh hinweggenommen. Wir können dir keine Seelenmesse halten, du kleine, liebe Vogelseele, die zur Ewigkeit wie ein scheues Vöglein aufgefliegen; und wenn uns der Gedanke einer Wiederkehr verstattet wäre, wir könnten nicht wünschen dass du in verwandelter, in unserer Gestalt zurückkäms, als ein großer, ernsthafter

Mensch; nein, wir würden dich von der Ewigkeit gerade als das liebe, gelbe Vögelchen wieder erbitten, das du warst, mit dem fröhlichen kleinen Herzen, dem schelmischen Wesen, dem erfinderischen Köpfchen, das so lustig gelebt und so eilig gestorben, als gälte es nur den Flug in den gewohnten Käfig. Aber ein kleines Denkmal können wir dir aufrichten, indem wir den anderen sagen, was für ein Sonnenstrahl in dir verkörpert unter uns herumgehüpft.

Es hat freilich ein jeder seinen eigenen Vogel im Bauer daheim, an dem er sein Vergnügen findet, und was ist eine Vogelseele überhaupt außerhalb des idyllischen Friedens der Wohnstube, im Weltgetümmel draußen und dem thörichten Ernste des menschlichen Treibens — wenn nicht die Innerlichkeit wäre mit ihrer Zaubermacht, welche neben das äußerlich Bedeutsame das innerlich Erwärmende, so klein es sei, zu setzen erlaubt, die uns in aller unserer Geschäftigkeit und Lust am Rauschenden, Großen auch zarte Regungen leiht, Mitleid und Mitlust mit den kleinsten Wesen, dem Grashalme auf dem Boden und der Mücke im Sonnenscheine. Vor diesem Forum wird auch nicht abgewiesen, wer nur mit einem kleinen todten Vogel kommt Wenn es ein Bild von Menschenhand wert ist, dass darüber geredet wird und die Herzen sich dafür erwärmen, sollte es ein so liebliches Gebilde der Natur nicht sein, als die anmuthige, gabenreiche Seele unseres Spitzbuben, dies kleine Vogelgenie, diese schöne Seele im Federkleide war? Gänzlich und ohne jede Spur sollte ein so herziges Leben zerflattern? „Ausstopfen!“ pflegt man gewöhnlich in solchem Falle tröstend zu rathen. — Wer den Balg geliebt hat, dem wird damit auch geholfen sein.

Wenn wir sonst Schilderungen begabter Vogelindividuen lasen, machte es nicht selten den Eindruck, als seien das Vögel gewesen wie in den Fabeln: das Federkleid war echt, die Seele menschlich. Wir schauen gar zu leicht unser eigenes Wesen in unsere kleinen Freunde hinein. Nicht einen kleinen verkappten Menschen haben wir indessen in unserm Spitzbuben gesehen; unser kleiner Freund war durch und durch ein Kanarienvogel mit gelblich-grauem Gefieder, fast verstaubt und rußig anzusehen, weil der Schelm ja stets Hans in allen Ecken war. Von der Stunde an, wo er unter der rauschenden Musik einer eben vorüberziehenden Militärkapelle zum geöffneten Fenster herein in die Stube flog, bis zum letzten Augenblicke, als ihn die rohe Faust des Zufalls tödtlich erfasste, war er der von freundlichen Instincten geleitete Vogel, das vernunftlose Geschöpf, der kleine Slave nie schlummernder Gewohnheiten, aber immer von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit, ein Wesen, das zur Mitlust mit sich, mit seiner Art, sich des Lebens zu freuen, einlud, wie je eines. In ihm schien die Natur stets zu sagen: So gefalle ich mir, hier ist es mir recht. Es war, als ob sie in diesem kleinen Thiere so recht con amore Vogel sein, Vogelfreuden hätte genießen wollen, und ihn darum mit dem weitesten, in der Gattung möglichen Maß von Gaben ausgestattet hätte. So schafft sich auch der Genius der Gattung unter den Menschen Individuen, in denen er sich am tiefsten lebt und fühlt: wir nennen sie hier Genies.

Unser Spitzbub war ein solches innerhalb seiner Vogelnatur. Alles, was das Vogelnaturell begründet und kennzeichnet, das mannigfaltige Instinctleben in allen seinen Richtungen zeigte sich in ihm in einer Entfaltung,

welche über das Bedürfnis weit hinausgieng und zum freien anmuthigen Spiel führte. Sehen wir nur einmal dem Spitzbuben zu, wie er zunächst dem wichtigsten Instincte, seinem Nahrungstriebe, Rechnung trug, in was sich dabei der Schelm nicht alles einließ, wo doch der geradeste Weg der Regel nach der beste, wenigstens der natürlichste gewesen wäre. Bekanntlich beschäftigt ihr Schnäbelchen die Vögel gar sehr, und ihr Tag geht damit hin, es zu füllen. Das springt vom Futterschüsselchen zur Wasserschale und zurück und wieder zurück, und so fort bis zur Dunkelheit, und im Freien ist es ein Hüpfen und Fliegen von Körnlein zu Körnlein, von Mücke zu Mücke, dass es einem um die schönen Flügel leid thun möchte, die nur Knechte des Vogelbauches sind. Wie hat nun unser Spitzbub dieses einfache Thema zu variieren gewusst? Wenn er morgens in seinem Käfig wie ein ungeberdiges Kind um sein Körnlein geschrien, das ihm sorgliche Hände zugleich mit dem Geschenke der Freiheit brachten, wenn er dann seinen ersten Hunger lieber am Futtertrögchen der Kameraden, zu denen er schlüpfte, gestillt hatte, als im eigenen Bauer, weil ihm diese Situation pikanter, unterhaltlicher schien als eine philisterhafte Abfütterung zu Hause, so lud er sich dann tagsüber auch gern zum Tische der Menschen ein, und er that dies in einer Weise, dass man selber nicht selten darüber das Essen vergaß. Vertraulich hüpfte er zwischen Schüsseln und Tellern herum, das Geklapper und Geklirr ergötzte ihn sichtlich, vom aufsteigenden Dampfe der Speisen, dem Befremden jedes Thieres, nahm er gar keine Notiz. Er nahm vom Brote und trank vom Weine, am Rande des Glases eine kühne Positur mit unerschütterlichem Ernste behauptend, und wo er eine offene Zucker-

dose fand, sprang er sicher mit beiden Beinen hinein. Er machte sich dann nichts daraus, wenn man den Deckel über ihm zuklappte. Auch von den grünen Blättern des Salates ließ er sich stets berücken, und giftig schrie er dann die wehrende Hand an. Er wollte von allem haben, wo und wie war ihm gleichgiltig und setzte ihn nie in Verlegenheit. Er schlüpfte durch dunkle Engpässe, durch Ringe und Bänder, um ein Bröcklein, nach dem sein Sinn stand, zu erhaschen. Und zu allem wurde er nicht gelockt, nicht erzogen, die Initiative gieng von ihm selbst aus, die ergötzlichen Einfälle waren alle die seinigen. Der Spitzbub spielte mit einem Worte in seiner Ernährung; der trockene Ernst, mit dem sonst das Thier, auch die Vogelwelt, derselben obliegt, war bei ihm in muntere Spielsucht, in den Eifer der Unterhaltung, wechselvoller Beschäftigung verwandelt. Aus dem Bedürfnisse machte sein Talent ein Vergnügen: so that er in einer gewissen Hinsicht, in seiner Art und mit seinen Mitteln individuell dasselbe, was der Mensch thut, der durch seine Cultur den thierischen Fraß zum vergnüglichen Mahle veredelt hat.

Eine zweite Quelle munterer Geschäftigkeit, spielenden Treibens vom Morgen bis zum Abend hatte unser Vögelchen an einem anderen, von der Natur allem Lebendigen eingepflanzten Instincte mit seinen Folgeneigungen und Trieben, dem Instincte nämlich, welcher die Vögel veranlasst, ihr Nestchen zu bauen. Es ist freilich nichts Ungewöhnliches, dass gefangene Vögel ganz bewusstlos diesem Triebe gehorchen und von Zeit zu Zeit einige aufgelesene Halme, Fäden und was sonst wie Nestmaterial aussieht, zusammentragen; aber anders wirkt der Instinct im Dutzendvogel, anders in den Ausnahmen. Sein findiges Wesen, seine stete Bemühung, sich zu beschäftigen, der

Langweile zu entfliehen, der er unstreitig vermöge seiner höheren Intelligenz unterworfen war, entwickelte jene einfache instinctive Neigung in der mannigfaltigsten Weise und Variation und lehrte ihn immer neue Mittel und Wege, sie zu befriedigen. Das gieng mit ihm ewig von Tischchen zu Tischchen, wo die losen Fäden, Garn oder Wolle zu finden waren; was nur das Schnäbelchen fassen wollte, trug der Spitzbub davon, um sich damit herumzuspielen und den verwirrten Ballen endlich irgendwo abzusetzen. Sein Bauer war so oft ganz mit rothen und weißen Fäden behängt, wie decoriert, und auch unter den Blumen, auf Lampen, in allen Ecken war es leicht, solch bunten Behang aufzuspüren. Oft fasste er das lose Ende eines Knäuels und flog nun wie ein kleiner Drache, das Garn aufrollend, in der Stube umher. Er trug den eingefädelten Zwirn vom Nähpolster mit der Nadel davon und ließ sich sogar einigemale erwischen, wie er mit großem Eifer ein ganzes Strickzeug an seinem Faden dahinschleppte: alles mit jenem Ernste, in jenem tiefen Eifer, der den Instincthandlungen der Thiere innezuwohnen pflegt und uns einen so komischen Eindruck macht.

Von dieser seiner Passion für Fäden und Wolle, für alles, was dünn und schmal, gelangte unser Held zu einer wahren Wuth gegen alles Lose und Hängende, Dünngestielte und Zausige überhaupt. Er knickte die hängenden Köpfehen der Veilchen, wie er dreist an den Nackenlökchen der Mädchen zupfte. Er zauste mit leidenschaftlicher Erregung seinen Zimmerkameraden, einen buschigen Spitz, am Haar, und wenn er in flinker Hand die Nadel sah, so packte er sicher mit seinem Schnäbelchen die Spitze und zerrte sie mit dem Faden heraus, wie ein gelerntes Schneiderlein. Es liegt ein

Element in dieser spontanen Beschäftigung unseres Vogels, wie sie sich aus der Enge des Naturtriebes durch sein Talent entfaltete, das an die Kunst erinnert: beiderseits Losgelöstheit vom Bedürfnisse, freies Spiel der Kräfte, Entfaltung aus der Enge eines unbewussten Triebes zur Mannigfaltigkeit und Variation. Etwas von dieser Erkenntnis war immer dem Eindrücke beigemischt, den der Vogel mit seinem Gebaren auf den Beobachter übte, und trug dazu bei, denselben zu einem durchaus erquicklichen, ungequälten zu machen: denn freilich das letzte geheime Ziel all dieses Treibens, ein wirkliches Nest mit warmen, lebendigen Eierchen, blieb unserm Spitzbuben versagt.

Wenn so das Talent den Vogel interessant machte, so war es seine liebe, freundliche Seele, welche ihn noch höher über seinesgleichen mit ihrer scheuen, dumpfen, zänkischen Art hinaushob und ihm unser ganzes Herz gewann. Durch alles, was er that, wie er herankam und wieder aufflog, wie er das Köpfchen drehte und seine Stimme schallen ließ, drang ein so netter, feiner Ton, leuchtete ein so munteres, harmloses Wesen hindurch, wie wir große, sorgenvolle Menschen es kaum nachfühlen können und nie besitzen. Wie herzig dies naive Vertrauen, mit dem er sich einem auf Schulter oder Kopf setzte, diese arglose Zutraulicheit, mit der er die Tritte der Menschen umflatterte! Nichts konnte ihn verblüffen, der doch aus dem scheuesten Geschlechte alles Lebendigen stammte, und wenn man unversehens ein mächtiges Zeitungsblatt über ihn breitete, so verstand er den Scherz und muckste nicht. Der haschenden Hand zappelte er in guter Laune entgegen, wie ein Kind der Amme, und war vergnügt in ihrer Umschließung, ohne

sich eigenwillig zu sträuben. Immer war er mit seinem flinken, zierlichen Persönchen zu Spiel und Scherz zu haben, bis auf seltene Augenblicke der Unzugänglichkeit, in denen seine Seele geheim zu leiden schien. War es das eingeschlummerte Gewissen der Gattung, das ihm in seinem kleinen Herzen schlug, war es ein leibliches Leiden, das auf ihm lag: nie fühlte der Beobachter mehr, wie wir doch vor jedem Naturwesen als einem verschlossenen Bau stehen, in den wir nur gleichsam durch Fenster, die von innen erleuchtet, sehen können. Manchmal aber wird es nun wie ein Vorhang davorgezogen, und kein Blick dringt mehr in das Innere.

Ein kleines Räthsel ist uns der Vogel auch immer in einer anderen Eigenthümlichkeit geblieben, von der wir bei anderen Vögelchen nicht ebenso vernommen. Nie ist wohl die Mystik alles Traumlebens anmuthiger hervorgetreten, als in jener Scene, mit der uns der Spitzbub fast allabendlich das Herz löste. Wenn er mit Einbruch der Nacht in seinem dunkelnden Käfig eingeschlummert saß — welch ein leises, traumverlorenes Singen und Zwitschern, was für süße schmelzende Laute, gedämpft erklingend und leise an- und abschwellend — während seine kleine zusammengekauerte Gestalt sich auf seiner Schaukel wiegte, sachte, sachte, wie auf leise schwingenden Tönen schwebend. In diesem Traumbilde ruhte der ganze Reiz und die wahre Lieblichkeit dieses Vogel Lebens; darum wollen wir hier den zeichnenden Stift sinken und die beschworene Seele zu ihrer Ruhe kommen lassen.

Tausend Vögel fliegen zwischen Himmel und Erde, huschen im Dickicht und flattern zwischen den Bäumen des Waldes. Lerchen steigen wie Singraketen auf, die Ammer schreit und das Rothkehlchen piept, und im

blühenden Fliederbusch singt der Fink sein Hochzeitslied in hellen Scharen Was ist ein einziges Vöglein in dieser Menge, was unser kleiner todter Spitzbub gegen diese jubilierenden munteren Tausende? Es gibt wohl ein Zauberding, ein seltenes Juwel, das den, welcher es in sich trägt, kenntlich macht und auszeichnet vor vielen Tausenden: es ist die Individualität. Unser Spitzbub war nur ein graulich-gelber, schlichter Stubenvogel, aber über seinem Köpfchen leuchtete solch ein Edelstein wie ein Stern. Sein Feuer war nicht blendend, seine Größe nicht bemerkenswert, aber sein Schliff war doch so, dass sich die große Sonne des Lebens darin zu einem eigenthümlichen individuellen Farbenspiel brach.



Die Haide von Perchtoldsdorf.



Über dem freundlichen Orte Perchtoldsdorf erhebt sich in mäßiger Höhe ein weiter welliger Wiesenplan, der von einem Halbkranz grüner Waldberge im Rücken anmuthig begrenzt wird. Nach vorne schaut die luftige Haide hinab in die fruchtbare Ebene, welche sich in sanften Farbentönen hinausdehnt, bis sie mit duftigen Rändern am Horizont sich zierlich emporkräuselt. Anmuthige Erdwellen, zu dürftigen Hügeln aufschwellend und in sanfte Buchten geschmiegt, bilden hier gleichsam eine weite Tribüne, von der die Landschaft ringsum behaglich wie ein Schauspiel genossen wird. Hundert Schritte, und du bist von dem Marktplatze, wo der hohe Thurm wie ein hünenhafter alter Rathsherr aufgepflanzt steht, auf jenem höheren Niveau des Daseins, wo die Welt zum Bild, die Wirklichkeit zum glücklichen Schein wird.

*

Ich liebe sie nicht, die Orte, die wie das Vogelnest im dichten Busch versteckt sind, wo die Welt mit grünen Wänden vermauert ist und der Gefangene des Waldes seinen Kerker nur zu seinen Häupten geöffnet sieht ins Unerreichbare . . . Ich liebe die blaue Glocke des Himmels, die in sehnsüchtiger Weite sich wölbt über die Erde, die

langen Blicke, nicht endlos verdämmernd, sondern in der Weite begrenzt, ich liebe die reiche und zarte Farbpalette der Ebene, nicht bloß das Chlorophyll der Millionen Baumblätter — o, wie liebe ich unsere Haide, die das alles hat, den weiten Blick, das Schauen ins Thal, den kühlen Hauch von Berg und den warmen Farbendunst, den Glanz der Ebene, in welcher die kleinen Rauchwölken der Menschenwohnungen ziehen . . .

*

Unser Ort wird von ein paar Tausend Leuten und noch einigen Menschen bewohnt. Diese letzteren gehen allabendlich auf die Haide. Auch die anderen kommen wohl auf denselben Plan herauf, und die Kinder spielen heroben, aber sie sind nicht auf der Haide. Sie gehen auf welligem Terrain, welches wir Wiese nennen, sie betrachten mitunter die sogenannte Aussicht, aber auf der Haide von Perchtoldsdorf waren sie nie . . . Diese ist nur da für die Kinder der Haide, wozu es nicht genügt, im Orte eine Sommerwohnung zu mieten und den Weg neben der Kirche heraufzutrotten . . .

*

Um den Thurm fliegen abends die Schwalben, und so fliegen die Blicke von der Haide ins Thal. Beruhigt schweigt die Welt im Abendstrahle. O, über diese friedliche Perspective der Haide! Da liegt das Ungethüm, die Welt, der wuchtige Berg und der rauschende Wald, und die dampfenden, schwitzenden Thäler mit den Kirchen und ihren staubigen Dörfern, und unten in der Ebene wie mit einem mächtigen Saatenwurf des Dämon Cultur weithin verstreut Ort um Ort, qualmende Schlote, Fabriken und Kasernen, und dahinter im Dunst verschwimmend und erstickend das Häusermeer der Groß-

stadt, in dem hier und dort die Fenster und Dächer wie helle Blutstropfen glitzern . . . Und es ist schön! Wie schön ist diese Welt, diese tausendfache Spur des Menschenfleißes, der Menschennoth da drunten. O, welch Gefühl der Humanität gibt mir allabendlich die Haide — gottlob nicht im schmerzhaften Mitempfinden mit dem Lose der Menschlein da unten, nein, sondern durch ihre reine Gegenwart in meinem Auge, in der Mitlust mit ihrer Existenz, die kein Maler so schön zusammenzufassen weiß wie unsere Haide.

*

Alles Gute ist leicht, und die Wahrheit ist in der Mitte. Ich liebe unsere Haide vor allem wegen ihrer maßvoll-philosophischen Höhe über dem Thale. Da ist freilich kein Tiefblick, kein sechstausend Fuß über dem Meere und allen menschlichen Dingen; und da ist kein Befangensein in der flachen Ebene des Zuhause, sondern es ist die rechte Höhe für den beschaulichen Blick der guten Stunde. Leicht und nahe, wie diese sich einstellen soll, sind wir auf der heiteren Höhe, die sich niemals versagt. Ob es der Morgen ist oder der Abend, der uns heraufführt: hier schließt die Welt ihr weites, gesegnetes Rund um den Betrachter und fügt ihn ein in den großen, großen Zusammenhang, der hinausdämmert wie der blaue Horizont ringsum. Wir sind nur hundert Fuß über dem Nachmittag, wenn wir hier Abends ein Stündchen lustwandeln, aber der Umblick ist da, der Niederblick auf den Tag und seine Werke: eine reinere Zone des Lebens nimmt den Werkelmann auf, der seine Leier wieder einmal abgedreht hat. Man nimmt nicht mehr alles so furchtbar ernst, wenn man im Abendlicht heroben wandelt, und die trockene Wichtigkeit der Dinge liegt ohnmächtig

wie ein kleiner Schatten am Boden, wenn dir die Haide-
luft kühl die Stirne streichelt . . .

*

Auf unserer Haide gehst du auf sanftem niedrigen
Rasen und musst nicht auf irgend einen Weg treten, auf
knirschenden Kies oder staubende Erde. Spürst du den
Vorzug dieses unscheinbaren dünnen Teppichs unter
deinen Füßen? Ach, dieses köstliche Recht, das grüne
Gras zu treten und nicht gegen ein Parkverbot zu fehlen,
nicht die Schuhe an den thauigen Halmen zu nässen
nicht den Scrupel zu fühlen: da zerstampfe ich dem
Bauer seine schöne Wiese . . . Wie wenig ist es der
Städter gewohnt, auf dem Rasen zu gehen, der wie
dieser ist, hübsch mager, mit ein paar Blümchen spar-
sam ausgestickt, keine wogende Wiese, über die nur
Kinderfüße gut laufen oder Schmetterlinge leicht fliegen
. . . Und kreuz und quer läufst du herum, nach Belieben
von Hügelchen zu Hügel, ohne Ziel und Richtung . . .
Die Freiheit wie auf der Haide! Hier habt ihr sie, die
Vielbesungene! Wenn ihr hier nicht ihre feine Lust ver-
spürt, so ist euch jede andere große auch nur ein leerer
Schall!

*

Wie wechselt die Haide Mienen und Ausdruck, wenn
der Sommer kommt und geht und endlich den Winter
schickt, der sie mit weißem Tuche zudeckt. Kaum be-
ginnt der Tag zu langen, und ein zartgrüner Frühlings-
hauch liegt schon über der Haide. Und während von
Gärten und Weinberg die weißen und rothen Blüten-
sträube der Obstbäume wie reiche Verschwender herauf-
lachen, stickt der März ihr ärmliches Kleid mit köstlicher
Sparsamkeit aus. Gelbe und blaue Farbentupfen und

Spritzer sprenkeln den mattgrünen Grund, und auf den welligen Lehnen verstreut lagert eine Herde von weißen Büschen, wie Lämmer über der Wiese weidend. Dann breitet der Frühsommer seine Purpurkissen auf einige Stellen, die von der Sonne am meisten geliebkost werden; die Haiderose schlingt ihr ein wildes Brautkränzchen, das bald in die blaue Luft zerflattert; und in fahlem Gelb liegt dann die Haide sommerlang, nicht verdurstend, nicht verbrannt, denn der kühle Nachtwind tränkt doch die bescheidenen Hälmechen. Da wird sie geschmeidig, da wird sie glatt, dass der Fuß wie auf geöltem Parket dahingleitet. Und es fliegen die feinen silberglitzernden Fädchen darüber und breiten das zarteste Netz auf das matte Grün. Die stacheligen Wetterrosen strecken, wie aus bleichem Silber getrieben, ihren Strahlenkranz um sich, und heiter-übermüthig hebt die Distel ihr graues Haupt hier und dort in das Herbstlicht hinein. Und wenn in den Thälern der junge Most in den Fässern rumort, so raschelt heroben der Octoberwind schon in rothen und gelben Büschen. So hat die Haide von allem, aber sie nimmt es bescheiden. O der Lehre, bescheiden zu sein, die sie uns gibt im Ringe des Jahres.

*

Merkwürdig deutlich und klar vernimmt man jeden Laut in der stillen Luft der Haide. Die Gespräche der Spaziergänger treffen, wie mit dem Messer aus der Luft geschnitten, das unfreiwillig lauschende Ohr, und oft schlägt lustiges Lachen, fern herübergetragen, aus dem leeren Raum uns entgegen. Wie Bälle fliegen die Zurufe weit und leicht durch die Luft, und ein Kuckuckruf vom Walde oder das Quacken des Laubfrosches hier füllt die ganze Haide. Und wie dem Ton gibt sie auch den

Gestalten merkwürdige Größe und Deutlichkeit. Fast unnatürlich groß ragen die Silhouetten der Spaziergänger von dem Rücken der Erdwellen in den hellen Abendhimmel hinein. Jedes Ding wird hier gesehen, und der ärmliche Busch ist beinahe ein kleiner Baum. Wie klein machen uns die hohen Berge, die steilen Wände! Ich falle und falle in Gedanken, schwindelnd reißt es mich empor, jeder gewohnte Maßstab entgleitet meinem Blick, der sich fortwährend irrt in seinen Schätzungen. Aber hier, wo die Nähe so sparsam aufgetheilt ist an die wechselnden Gestaltungen des Bodens, an Welle und Senkung, und wo die Ferne mit hundert Dingen und Blicken sich herandrängt und wieder hinausstrebt in das große Rund, hier gilt ein jedes, was es wert ist, und die Größenräuberei der steilen Blicke erlischt hier in der Klarheit des geraden Gesichtes. In unseren Übertreibungen, unseren Maßlosigkeiten und den falschen Perspectives des Interesses, wie gut, wenn wir uns ein Stückchen Haide bewahrten, wo alles seine Größe hat, wo nicht ein Riese lauter Zwerge macht . . .

*

Überall auf der Haide ragt in das wechselnde Bild der hohe alte Thurm hinein, der auf dem Marktplatze unten steht. Seine helle Mütze mit den rothen Zwiebelknöpfen, sein graues, ernstes Gemäuer schneidet, zur Linken oder zur Rechten oder mitten durch, das anmuthig erfüllte Gesichtsfeld entzwei, und wenn du den Haideplan höher hinansteigst, winkt er dir tiefer unten seinen stummen, unveränderlichen Gruß zu. Auf ihm liegt die sinkende Sonne zu spätest; ihre letzte Verklärung spendet sie dem Alten. Wir mögen daran denken oder nicht: eine leise Witterung der alten Zeit haucht uns doch aus dem

grauen Thurm stets in den sonnigen Tag hinein. Ein Hauch von Geschichtsluft weht von ihm durch die verjüngte Landschaft, ein Augenblick der Erinnerung kommt über uns an die, welche hier vor uns waren, und ahnungsvoll: die hier sein werden. So steht der Thurm wie der verkörperte Geschichtsgeist in der Landschaft. Niemals sollen wir über dem Tag und seiner Neuheit vergessen, dass wir die Enkel der Vergangenheit sind. Gut steht der alte Thurm zu Füßen unserer Haide . . .

*

Gestern habe ich heroben eine Schar Leute unheimlich und ungewohnt hantieren sehen. Sie zogen Messleinen, sie visierten auf rothe Pflöcke, sie guckten durch blanke Instrumente. Zum Teufel, ihr werdet uns doch nicht an die Haide rühren? Aber gewiss werden sie den philosophischen Fleck Erde — verschönen, heute oder morgen. Ruhe, schau! sagt die Haide, und sie werden Aussichtsthürmchen bauen. Erhebung meint sie, und sie kommen mit Cottagehäusern. Sie ist die Freiheit, und man wird uns bequeme Wege bereiten. Immer ist der Fortschritt mit Eifer dahinter, allen guten Dingen beizuspringen und die feinen Mahnungen, die in ihnen verborgen sind, in Werke umzusetzen. Aber wie? Ist dabei nicht stets am Ende — ein großes Missverständnis? Aber die Haide weiß es lange; der Philosoph ist doch gewöhnt, missverstanden zu werden.



Thierschutz und Thierschonung.



„Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier . . .“
Schiller.

Das Interesse der Rechtlosen wahrzunehmen, ist immer an der Zeit und steht jedermann wohl an, wenn auch gerade nicht ein begangener Frevel, ein offenkundiger schreiender Misstand das öffentliche Gewissen irritiert. Für den Armen, den Verfolgten, den Gedrückten mag zu jeder Stunde aufgestanden und geeifert werden; am Unrecht, das wir wort- und thatlos mit ansehen, sind wir ja mitschuldig. Das Gesetz freilich wird uns nicht dafür vor sein Forum ziehen, aber „der innere Richter“, der uns im Herzen sitzt, kann uns dafür auch nicht loben.

Das Thier — lebend und fühlend wie wir — das mit uns, meistens auch zugleich für uns lebt, leidet und sich müht, es ist solch ein rechtloses Wesen, das wie der Gewalt so auch zugleich dem Schutze von uns allen übergeben ist. Es ist unmündig und stumm, kann nicht klagen und nicht selbst seine Sache führen — jeder Bube kann sein Herr sein und sein Teufel. Aber die Natur lässt doch keines ihrer Kinder ganz ohne Schutz: mit derselben Hand, mit der sie das Thier unter das rücksichtslose Joch des Menschen beugt, mit derselben Hand rührt sie leise an das menschliche Herz und pflanzt

dort den wirksamsten Schutz gegen alle Gewalt, der sie ihre Geschöpfe überantwortet, ein: das Mitgefühl, ein schönes Mitleiden mit aller Creatur. Dieses ist der Engel des gequälten Thieres und ruft ihm Retter und Helfer in seiner Noth herbei, wenn es unter der Zuchtruthe des großen Egoisten erliegt, und erhält und gewinnt ihm stets aufs neue Fürsprecher, die seine Sache führen und seiner Lage sich annehmen. Wohl heißt es noch nicht ausdrücklich in der Öffentlichkeit, auf den Straßen und Orten, wo die Thiere ihr schweres Tagewerk verrichten oder vor den Augen der Menschen harmlos ihren Tag hibringen, diese wehrlosen Geschöpfe seien dem Schutze des Publicums empfohlen, wie es doch bei jedem Plätzchen Grün der sich selbst verstehende Egoismus thut — aber der Tag wird kommen, wo man es sich und seinem bessern Wesen schuldig zu sein glauben wird, gegen den Missbrauch der Gewalt über das hilflose Thier ausdrücklich an den allein wirksamen öffentlichen Schutz des Publicums zu appellieren — und nicht umsonst zu appellieren.

Inzwischen ist das schöne Vorrecht besonders mitleidiger und zugleich muthiger Seelen, die sich nicht scheuen, hervortreten und den ungleichen Kampf gegen eine schwerfällige, gleichgiltige Menge aufzunehmen, als der Anwalt des gequälten und bedrückten Thieres aufzutreten. Sie sind es ja auch fast allein, die überhaupt bemerken und es unumwunden eingestehen, dass der Mensch das Leiden, welches er nothwendig mit seiner bloßen Existenz, und was daraus folgt, über die Thiere bringt, noch vielfach unnöthigerweise vergrößert durch ein Übermaß der ihnen auferlegten Arbeit, durch lieblose, grausame Behandlung, ja durch absichtlich ihnen zu-

gefügte Qualen. Der natürliche, aber darum rohe Mensch sieht das gar nicht und glaubt darum auch eigentlich an keine Thierquälerei, die doch den Gerechten oder sagen wir Aufmerksamen ein so schwerer Anstoß, die stete Quelle tiefgehender Verstimmung ist. Von allen Autoritäten verlassen, auf die sonst jedes humane Bestreben zählen kann — die Religion bleibt stumm, die Wissenschaft gleichgiltig, die Sitte versagt — muss die edle Sache des Thierschutzes factisch ganz allein auf den schmalen Boden des Mitgefühls und reiner Gerechtigkeit gegründet sein. Wer will es ihr da sehr verdenken, wenn sie sich in dem doch unabweisbaren Bedürfnisse eines autoritativen Anschlusses an große Vorbilder der Fremde anlehnt, wenn sie sich gleichsam unter die Protection einer ruhmreichen Vergangenheit stellt, indem sie von unseren Zuständen und Gesinnungen bezüglich der Thiere gern hinüberblickt zu indischer Milde und Liebe gegen alle athmenden Wesen oder zu der frommen heiligen Scheu des Ägypters vor der geheimnisvollen Natur des Thieres in jeder seiner Gestalten — Autoritäten, die eigentlich nur mit sehr großer Vorsicht als solche in der Sache des wahren Thierschutzes geltend gemacht werden dürften.

Dennoch hat jedes Bestreben die erste und nächste Pflicht, sich selbst zu verstehen, und so obliegt es auch der europäischen Thierschutzbestrebung zunächst und am dringendsten, den principiellen, fundamentalen Unterschied zwischen ihrem und jenem exotischen Geiste in Bezug auf das Wohl und Wehe der Thiere, welchem sie nachzueifern wähnt, zu erkennen und damit sich erst selbst zu verstehen. Sie will Thierschutz — im ganzen Orient, im gesammten Alterthum herrscht Thierschonung: die beiden sind nicht eins, so wenig als Wohlwollen und

furchtsame Scheu eins sind. Das erste bedeutet willige und sichere Abhilfe für das Leiden des verfolgten Thieres, das andere indifferente Haltung, Schonung aus religiöser Scheu und Angst; das eine will Wunden freudig heilen, das andere macht ängstlich, solche zu schlagen. Wo das eine ist, kann das andere nicht herrschen. Trotzdem ist nichts gewöhnlicher als ihre Verwechslung, von Schopenhauer, dem großen Thierfreund, herab bis zu den zahlreichen oberflächlichen Mode-Buddhisten, die alle z. B. ganz arglos das indische Verhältnis von Thier zu Mensch als das Ideal nehmen und ihre eigenen Tendenzen dort in Leben und schönster Herrschaft erblicken. Es ist nun aber an der Zeit, dieser Unklarheit in den Principien und der daraus entspringenden Vermengung jener beiden Richtungen, welche unseren Thierschutzbestrebungen nur Schaden und Spott, ja eine sonst ganz unbegreifliche Opposition zuzieht, entgegenzuarbeiten. Denn macht ihr Ernst mit der gepriesenen Thierschonung, dann dürft ihr kein Fleisch mehr essen, dürft kein lästiges Thier mehr tödten, heilig muss euch das Rind, der Affe, die Katze sein, und euer letzter Trost im Sterben muss wie dem Inder der festgehaltene Kuhschweif sein — eines hängt da am anderen, und alles stammt aus derselben Quelle, die von derjenigen der eigentlichen Thierschutzbestrebungen von Grund aus verschieden ist. Daraus mögen wir aber nun abnehmen, dass der Thierschutz überhaupt auf eigenen kräftigen Beinen stehen und nicht auf fremde künstliche gestellt sein müsse. Fort mit den fremden Krücken, die den Verdacht wecken, als wäre er lahm, fort mit jenen morschen Stützen aus der Rumpelkammer einer alten, überhaupt ganz anders gestellten Welt! Es ist ja endlich doch, nach so vielen überwundenen

Stufen, nach so mannigfachen Durchschmelzungen, unsere Cultur, wenigstens vorerst in einer dünnen Schichte, zu jener Beschaffenheit emporgeläutert worden, wo das thätige Mitleid mit der gequälten Creatur einsetzt, wo das Gewissen auch gegen die Thiere rege wird und so der Thierschutz endlich seine feste, unerschütterliche Grundlage erhalten hat, die ihm alle fortgesetzte Härte und Fühllosigkeit einer gleichgiltig verharrenden Majorität nicht mehr entziehen kann! Noch ist's ein zartes Pflänzchen, das seinen Duft recht sparsam in die rauhe Atmosphäre rings herum streut, aber aus welchem harten, steinigen Boden entspringt es auch, zwischen welchem rauhen Schutt und Geröll musste es sich mühsam und allmählich emporwinden, um nur überhaupt hervorzukommen. Gerade der mühsame Weg, den der Thierschutz bisher nehmen musste und auf dem er nicht stockte und zusammenbrach, gibt die Gewähr, dass er nicht von erborgtem Gemüthe zu leben braucht, sondern unter uns selber zu leben hat.

Die Thierschonung des Orients und des Alterthums überhaupt gleicht einem Reichen, der behäbig von ausgebreiteten Capitalien zehrt, die er nicht erworben, wohingegen der Thierschutz beim nackten Nichts anzufangen und durch eigene Kraft sich seine Daseinsbedingungen zu schaffen hatte. Jene lebte und lebt vom reichen Vorrathe religiöser Vorstellungen, von Nothwendigkeiten des wirtschaftlichen Lebens und hygienischen Verhältnissen, die sich allgemach in moralische Postulate zu verkleiden wussten; dieser, der freiwillige und tiefgefühlte Thierschutz, hatte sich in unserer Welt des kahlen Eigennutzes, in dieser großen allgemeinen Jagd nach Dasein und Genuss seine Daseinsmöglichkeit zu erringen. Was das heißen will, werden wir erst recht abschätzen, wenn wir den

natürlichen Menschen in seinem gewöhnlichen Verhalten gegen das Thier kennen und übersehen, wie dasselbe so gar nicht in gleichem Schritte mit der sonstigen Lebenserhöhung, mit der innerlichen Verfeinerung und Cultur fortschreitet, so dass wir in der heutigen Gesellschaft noch das roheste Urverhältnis neben dem schon Überspannten mit allen vermittelnden Zwischenstufen, an die verschiedenen Gesellschaftskreise vertheilt, antreffen. Der culturlose Mensch steht nämlich nicht nur nicht, wie man doch wenigstens glauben möchte, einfach als beutesuchendes Thier dem Thiere gegenüber, das er mit seiner furchtbaren Naturausrüstung, furchtbarer als Giftzahn und Löwenklaue, seinem höheren Intellect, erfolgreich bekämpft; er ist von absoluter Feindseligkeit, von zweckloser Verfolgungssucht gegen dasselbe in allen seinen Gestalten erfüllt. Er tödtet und zerstört aus Trieb. Diese schwere Anklage wird übereinstimmend von allen, die den culturlosen Menschen wirklich gesehen und beobachtet haben, erhoben. Der Indianer verfährt auf seiner Jagd wie eine losgelassene Naturpotenz, wie ein entfesseltes, zerstörungswüthiges Element: „er schießt ohne Noth das gehetzte Wild zusammen, weit mehr, als er irgendwie genießen und brauchen kann, und tödtet vorzugsweise die trächtigen Weibchen; an einem Vogelneste vorbeigehend, kann er sich nicht enthalten, die Jungen zu tödten oder die Eier zu verderben“. Zwecklos und lachend verstümmeln und martern andere Naturmenschen gewohnheitsmäßig kleinere Thiere, die ihnen in den Wurf kommen, um sie dann achtlos wieder, wie verdorbenes Spielzeug, in ihren Qualen wegzuwerfen. Dieselben Ungeheuerlichkeiten starren uns aber auch noch heute unüberwunden aus unserem Leben entgegen. Der edle Sport der Treibjagd

unterscheidet sich in nichts von der mordlustigen Indianerjagd — nur dass der sich selbst besser verstehende Egoismus Zeit und Gelegenheit dazu beschränkt hat und allenfalls dem Erleger eines Mutterthieres für seine Ungeschicklichkeit eine Buße an Geld und Waidmannsruhm auferlegt. Unsere Kinder aber und so mancher stumpfe Erwachsene besorgen in altererbter Weise auch das Spiel der Thierquälerei und zweckloser Beunruhigung und Verfolgung des wehrlosen Thieres noch fort und fort, nur, dank der größeren Findigkeit des Intellectes, in mannigfaltigerer Weise. Der maßlose Insectenfang einer ehrgeizigen Schuljugend, die geheimen Pütschgänge halberwachsener Schlingel, die öde Knall- und Schießlust gelangweilter Sonntagsjäger bis hinauf zum verruchten Spiel des Taubenschießens oder dem fashionablen Vergnügen einer Fuchshetze, das sind so die würdigen Sprossen aus jenem alten Reis angestammten Thierhasses und gedankenloser Sinneshärte des Menschen gegen das Thier. Gegen solche mordwüthige Instincte und blutige Gelüste, denen unsere gesammte Cultur und Verfeinerung nichts von ihrer Gewalt und nur erst wenig von ihrer Herrschaft und Ausdehnung hat nehmen können, hat die Thierschutzbestrebung anzukämpfen — einer barmherzigen Schwester gleich, die sich gegen eine wüthige Rotte zum Schutze ihrer Pflinglinge wendet.

Aber es sind das nicht ihre einzigen Widersacher — wengleich ihre gefährlichsten — es stehen ihr auch noch andere Riesen, andere Goliathe entgegen, deren Gewalt sie, ein geringer David, zu bezwingen hat: die unbedingte Nothwendigkeit für den Menschen, sein Leben mit dem des Thieres zu fristen, sodann die große Noth des Lebens überhaupt, welche auf ihm lastet und ihn

hart und gefühllos gegen fremdes Leiden macht. Der Vegetarismus behauptet zwar, der Mensch sei ein geborener Pflanzenesser, und Pflanzenkost die ihm allein von Natur aus zukommende und zuträgliche Nahrung, aber die Wissenschaft kann an seinem Gebisse und sonstigen Organen nur entnehmen, dass der Mensch, so lange sie ihn kennt, ein Allesesser war und sein konnte. Dieses Naturprivileg hat denn auch der Mensch bis zum Kannibalismus ausgenützt, zumal in kälteren Breiten, wo er es dahin gebracht hat, allein um sein Haus die einförmigen Scharen seiner Nutzthiere, zumeist zum Schlachten, zu versammeln und jedes Stück Wild in den verödeten Wäldern gezählt und wohl beobachtet in seiner Gewalt für sein Bedürfnis zu halten. Wenn hierin also für die Thierschutzbestrebungen ein großes gegensätzliches Moment gelegen war, so wurde es aber doch wohl vernünftigerweise — bis auf wenige Stimmen von Gefühlsüberfeinerung — nicht direct auf die Thatsache der Thiertödtung behufs Fleischgewinnung bezogen, sondern auf die damit nicht so nothwendig, als die Indolenz auf ihren faulen Ruhepolstern glaubt, verbundenen Qualen und Martern vor dem Tode. Diese dem armen Thiere zu erleichtern, wohl gar unfühlbar zu machen, kann sich nur der abgestumpfte Sinn entbunden erachten.

Ähnlich steht es mit der Ausübung der Gewalt, welche der Mensch über das Thier in seinen Händen hat. Auch hier steht so vieles Menschliche und Natürliche, das kaum zu entwurzeln ist, dem wünschenswerten Zustande entgegen, dass ein ausgiebiger Thierschutz als eine fast aussichtslose Schwärmerei erscheinen mag. Der Mensch versieht eben gegen das Thier in der Ausübung seiner Gewalt in wechselnden Fällen alles, worin er überhaupt

gegen dasselbe fehlen kann: durch Überbürdung mit schwerer Arbeit, durch karge Haltung, durch lieblose, ja grausame Behandlung. Die meiste Aussicht gewährt da noch der erste Punkt, da jedermann von selbst aus besser verstandenem Eigennutz sich hierin corrigieren wird, und die freiwillig gestellten Vorspannthiere der Gesellschaften thatsächlich viel ungerechte Plage aus der Welt zu schaffen vermögen. Schlimmer ist es mit dem anderen: zu wenig Futter und zu viel Schläge. Eine entsetzliche Antithese fürwahr, zumal wenn sie mit voller Wucht auf Ein armes Wesen niederzugehen pflegt! Und leider wie häufig und wie naheliegend sind die Umstände, unter denen eines oder das andere eintritt! Was das karge Futter betrifft: wieviele Menschen haben genug für sich oder glauben es wenigstens zu haben? Und ganz im Verhältnisse danach — und noch schlimmer werden die geplagten Thiere zu darben haben, sie, deren einzige Genüsse ja ohnehin nur in der Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse bestehen. Schön ist es, den frierenden Vögeln und dem Wild des Waldes zur Winterszeit auf seinen Futterplätzen Nahrung zu streuen, wie es schon vielfach geschieht, noch schöner wäre es, wenn keine ausgehungerten und abgezehrten Thiergestalten mehr unter uns der Welt Lohn traurig veranschaulichen würden. Bis dahin aber müssten die Menschen nicht mehr von so kahlem Eigennutze besessen sein, wie bislang — wohl eine endlose Perspective. Nicht anders ist es auch mit dem empörendsten Punkte in der Behandlung des Thieres durch den Menschen, mit den vielfachen rohen Miss-handlungen, denen es wehrlos und meistens ohne jede Controle ausgesetzt ist. Es ist ja bedauerlicherweise so: der Mensch selbst ist von den zahlreichen Widerwärtig-

keiten des Lebens, von der schweren Last, die auf ihm liegt, häufig so bedrängt und gequält, dass er nicht immer die rosigsten Mienen aufsetzen und seine Geduld bewahren kann. Er lässt dann seine rohe Laune nicht selten an dem wehrlosen Thiere aus (was man begreifen kann, ohne es irgendwie entschuldigen zu wollen), das in seiner Unvernunft nicht mit der Laune seines Tyrannen zu rechnen versteht und seinen Zorn und Ärger wohl noch unfreiwillig steigert und reizt, bis der wüthend gemachte Mensch zum Teufel an seinem Thiere wird. Gemüth lässt sich nicht predigen, und allen Anlass zu Ärger und Zorn aus der Welt zu schaffen, steht auch bei niemandem. Daran ermesse man denn auch nach dieser Seite die schwere Aufgabe des Thierschutzes und die geringen Aussichten auf wirklichen Erfolg, die er sich versprechen darf.

Alles dies, alle diese Schwächen und Fehler der menschlichen Natur, diese ungünstigen Umstände und Verhältnisse, welche ihre natürlichen festen Wurzeln haben — lastet auf der aufstrebenden edlen Bewegung des Thierschutzes. Das schöne Mitleid, das ihn belebt, vermag wohl diese Last in Augenblicken tiefer Erregung vorübergehend zu überwinden, jede feste Mauer zu überfliegen — dauernd und gänzlich wird es seiner zarten Hand allein wohl nie gelingen, damit fertig zu werden. Aber wo sind die Bundesgenossen, die es sich verbinden und dienstbar machen könnte, von welcher Seite darf es sich wirksamer Unterstützung bei seinem Werke versehen? Auf die ältere Schwester, die Thierschonung hinüberzublicken und bei ihr in die Lehre zu gehen, nützt der Thierschutzbestrebung nichts, wie schon kurz angedeutet, eine Welt fremder Anschauungen und Verhältnisse lässt

sich nicht ausborgen — wir werden nie Inder oder Ägypter sein. Ebenso erwarte man auch nichts von einer künftigen Beihilfe der Religion, die das Thier nun einmal unbeachtet vor ihrer Thür hat stehen lassen, nicht zu viel von der Wissenschaft — sie ist leider meist eine gar kalte Göttin, die sich eines warmen Herzens schämt, wenig von der Sitte und ihrem bezähmenden Einflusse, so lange die tonangebenden obersten und oberen Kreise fast ausschließlich lauter thierfeindlichen Passionen huldigen. Aber von Einer Seite darf sich die Sache des Thierschutzes einer immer mächtiger anwachsenden Unterstützung versehen: von der immer tiefer und allgemeiner sich erschließenden Freude an der Natur und ihrem mannigfaltigen Wesen. Je näher uns die Thierwelt, diese naive, unverhohlene, in hundert Gestalten reichstes Leben und Streben verkündende Natur in dieser Hinsicht kommt, je mehr sich unser Sinn und Gemüth zur Mitlust und Mitfreude mit diesem unendlich abgestuften Dasein erschließt — desto schwächer und seltener wird der Antrieb werden, ungerecht und hartherzig in dasselbe einzubrechen. Das Thier darf uns nur einmal erst keine bloße Sache, sondern anmuthige oder drollige, jedenfalls aber immer interessante Natur sein — so werden alle jene bösen Instincte, die nun so viel Weh über das missachtete Thier bringen, von selber schweigen; dann wird nicht, wer ein munteres Eichhörnchen zwischen dem Waldlaub springen sieht, ganz scrupellos seine Büchse von der Schulter holen und das Thierchen gleichgiltig herunterknallen; dann wird auch der lernbegierige Junge den Käfern und Schmetterlingen wohl nachjagen und sich ihr Treiben beschauen, aber nicht unnöthig seinen Hut mit den aufgespießten Thierchen, die nicht leben und

nicht sterben können, schmücken. Dann wird auch die Jagd, als eine alte eingewurzelte Gewohnheit des Menschen, allmählich einen anderen Inhalt annehmen, zum harmloseren Verkehr, zum freien Einhergehen in der Natur werden und diejenigen ihrer Formen von selbst ausscheiden, mit denen kein höheres Interesse zu verknüpfen ist — gerade die beklagenswertesten.

Und dieser Richtung des indirecten Thierschutzes, der ohne Ostentation das Thier weder weichherzigem Wohlwollen empfiehlt, noch es von vornherein in den Fäusten des Misswillens und der Grausamkeit sieht, sondern es beruhigt dem objectiven Interesse des Menschen überlässt — diesem umgebogenen Principe des Thierschutzes wird auch ganz natürlicherweise die kräftige und spontane Unterstützung aller der einflussreichen Mächte, welche dem mit Ostentation auftretenden directen Thierschutz gegenüber nun einmal passiv verblieben, nicht fehlen. Die Religion weist ja in ihrer eigenen Sache, was jener Wendung des Thierschutzes zugute kommen muss, auf die Wunder der Schöpfung hin: so achtet auch der Thiere, ihrer wundervollen Werke. Wissenschaft und Lehre vermitteln die Grundlage alles sinnigen Naturgenusses, aller intimen Freude an dem mannigfaltigen Leben und Treiben, insbesondere ihres beseelten Theiles, die genauere Bekanntschaft mit dem Thiere, mit der sie, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Thiere den wirksamsten Freibrief mitgeben; und der immer stärker werdende Trieb des Anschlusses an die freie Natur auch im äußeren Leben wird die Gelegenheiten, das Thier in dieser Weise unserer geistigen Antheilnahme nahe zu bringen, immer mehr befördern. Wer aber ein Interesse an etwas gefunden hat, wird es nicht

mehr als müßiges Spielzeug gebrauchen und vollends nicht mit Misswollen und in übler Laune behandeln. So wird das thätige Mitleid mit dem Thiere allmählich durch die sinnige Mitlust an ihm ersetzt werden, und der Schutz des Thieres nicht mehr klagend hinter dem Gepeinigten, sondern zuversichtlich vor dem Arglosen stehen.

Die Thierschutzbestrebung arbeitet eigentlich nur darauf hinaus, sich selbst überflüssig zu machen; es könnte ihr nichts erwünschter kommen, als wenn sie in dieser Weise in die Ecke gedrängt würde, bescheiden wie Cordelia im Bewusstsein ihrer pflichtmäßigen Gesinnung. Sie meint nur vorläufig noch „den armen Caliban der Welt“, das bedrückte Thier, mit erbarmender Hand schützen zu müssen. O, wenn dieser Welt allmählich die Schuppen von den Augen fallen, und der arme Caliban dasteht im ewig frischen Glanze der Natur — ein Bruderwesen, voll Bedeutsamkeit und Interesse, wohlbeachtet, sympathisch — eine erquickende Augenweide!



Die Reclame.



Über die Reclame, deren Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit eine ausgemachte Sache ist, die Nase zu rümpfen, wird zwar immer als das Zeichen einer idealen Gesinnung gelten, aber der große tosende Strom menschlichen Verkehrs wird diesen Idealisten auch immer zur Seite stehen lassen. Der unendliche Chorus derer, die etwas feilzubieten haben, wird es um die Wette ausschreien; wie die Käufer der Ware stets neugierig hinhorchen werden, wo es am lockendsten klingt. Wenn sich dabei auch zuweilen Sprengel für die Gimpel ausgelegt finden, so werden eben Gimpel gefangen werden: es ist ihr Los. Es handelt sich hier aber um dringendere Dinge. Wer feil hält, will verkaufen. Es gilt, das träge Gold ins Rollen zu bringen, sein zähes Beharrungsvermögen zu überwinden. Die ungeheure Maschine des Handels, welche diese Arbeit des Umsatzes der Güter nur stockend und knarrend leisten kann, bedarf dringend eines Öles, das ihre Räder lustig und willig macht. Dies Öl ist die Reclame.

Die Reclame ist daher fast so alt wie der Handel selbst. In seiner Kindheit, in der Urzeit allerdings war der Handel noch stumm. Scheu legt der Wilde seine Ware auf den Grund und hält sich im Nachbargebüsch

zur Seite; ebenso stumm holt sie der Käufer und bringt dafür die Tauschware hin. Wir kennen den stummen Tauschhandel vielfach als die erste Entwicklungsstufe des kaufmännischen Verkehrs, und es dauert immerhin eine geraume Weile, bis sich ihm die Zunge zum ge-läufigen Anpreisen der Ware löst. Hier macht dann der Händler noch in eigener Person Reclame: soweit seine Lungenkraft und seine Dreistigkeit reichen, soweit macht er sich und seine Ware bekannt. Dies primitive Stadium der persönlichen Reclame — das wir gegenwärtig noch vielfach im Orient antreffen, wo es dem an ganz andere Reclamemittel gewöhnten Europäer in seiner lärmenden Aufdringlichkeit so lästig fällt — gipfelt schließlich in der Marktschreierei mit Lärmtrommel und Possenreißern, in deren Begleitung Händler und Quacksalber, Magiker und Spielmann durch die Lande ziehen, um Kundschaft von der Straße zu werben. Wie so vieles andere wird dann auch die Reclame durch die Erfindung der „schwarzen Kunst“ erst in den Sattel gehoben, worauf sie bald teuflermäßig reiten lernt. Das alte Rom gab uns das erste Beispiel einer schriftlichen Reclame an den Wänden und Mauern, in handschriftlichen Mauerzetteln, vor denen die Müßiggänger verweilen — aber was ist selbst das flinkste Schreiberlein gegen eine gutbediente Druckerpresse! Die Erfindung Gutenbergs setzt denn in der That der Reclame Flügel an, papierene Flügel, mit denen sie einen unaufhaltsamen Aufschwung nimmt. Vorerst flattern in ihrem Dienste noch recht bescheidene Zettelchen auf; fliegende Blätter, mit schlechtem Druck auf grobem Löschpapier, von denen hier und dort eines mit rohen Holzschnitten ausgeziert ist; mit den Fortschritten der Technik wird aber auch die Reclame unternehmender, die Zettel wachsen,

die Buchstaben strecken sich, und mit dem beginnenden Zeitungswesen verliert sich mehr und mehr die alte Blödigkeit. Der Druck beginnt zu schreien und zu knallen, die Mauerzettel tauchen auf und fangen an, das Publicum zu verfolgen, der Zeichner leiht seinen Stift, der Maler seinen Pinsel, den größten, den er hat, und mit geschwellten Segeln steuert die Reclame in das günstige Fahrwasser einer Zeit, die das Wort Sensation bereits erfunden hat. Nun wird die Straße zum aufgeschlagenen Buch, die Häusermauer zur kolossalen Illustration; unsere Augen bekommen auf Schritt und Tritt nicht nur zu sehen, sondern auch zu hören, zu riechen und zu fühlen, sogar zu schmecken. Man schmeichelt uns, man schreckt und narrt uns durch die öffentlichen Anzeigen; die Reclame stellt sich auf den Kopf und schlägt die wunderlichsten Purzelbäume, ja sie besticht uns auf offenem Markte und theilt die artigsten Kuschhändchen aus.

Es sind aber wahrlich keine Narrenhände, welche die Wände bekleben und beklexen, sondern sehr kluge Leute. Sich in dieser vielköpfigen Welt des menschlichen Marktes hervorzuthun, ist für jedermann nothwendig, am meisten für den Kaufmann. Denn beim Nachbar bekommst du dasselbe wie hier, wie dort. Es kommt auf die Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte spielen zu lassen; denn eine Minute später, einen Schritt weiter steht der Vorübergehende vor einer anderen Lockung, einem anderen Kaufruf. Sodann gilt es aber nicht nur von dem allgemeinen Fang einen möglichst großen Zug im eigenen Netz zu thun; es gilt das Meer gründlicher auszuleeren, das Gold flüssiger zu machen, die Kauflust zu wecken, zu stacheln und zu reizen. Schlafende Gelüste aufzulärmen, Bedürfnisse den Menschen aufzudrängen,

die Sinne zu Kupplern und Überläufern zu machen, das ist die große Kunst der Reclame, welche damit ein vorwärtstreibendes Element der allgemeinen Cultur darstellt.

Aber noch Größeres lässt sich von der Reclame sagen, mit noch größerem Maße muss sie gemessen werden. In der Allgegenwart ihrer Mittel lässt sie sich als die große Veranstaltung betrachten, welche die absolut weggeworfene Zeit der Menschheit, die tausend und aber-tausend unbeschäftigten Minuten und Secunden der Welt, jeden gedankenfreien Moment des Einzelnen, wo immer er abfällt, kaufmännisch ausnützt und dem allgemeinen Verkehr dienstbar macht. Sie ist gleichsam der Lumpensammler der Zeit, der ihren Abfall verwertet. Es kommt nur darauf an, dass sie jedermann unablässig nachgeht und jede fallengelassene Secunde aufhebt und mit einer eiligen Notiz, einem Namen, einer Adressnummer beschwert dem Verlustträger zurückstellt. Tausend Blicke der Menschen im Gehen, Fahren und Warten werden von der Langweile ausgeschickt, gewiss die meisten gehen ins Leere und bringen nichts zurück, aber einige bleiben doch an den allerorten aufgestellten Leimspindeln der Reclame hängen.

Hundertfältig wie die Gelegenheiten sind denn auch die Mittel, durch welche die Reclame wirkt. Sie ist ein wahrer Proteus, der sich in hundertfachen Verwandlungen gefällt und die Blicke gewaltsam auf sich lenkt. Nichts ist so klein und unbedeutend, in das sie nicht hineinschlüpfen möchte, um von dort ihren Lockruf zu pfeifen, nicht zu groß, ernst oder — heilig: ihr Zettelregen fällt darauf. Sie greift mit keckem Griff in alle Kammern unseres Herzens und zieht mit Macht sämtliche Register auf dem großen Instrument menschlichen Interesses, zur

Zeit wie zur Unzeit. So steckt viel unbewusste Psychologie in der Fülle der Reclamemittel, die den modernen Menschen wie sein Schatten verfolgen, und es gewährt eine gewiss jedermann schon in manchen Fällen zutheil gewordene Unterhaltung, diejenigen Seiten der menschlichen Natur zu überblicken, auf welche die Reclame mit sicherem Instincte zu speculieren pflegt und wo sie ihre Häkchen einsetzt.

Es ist die alte Großmutter alles Wissens und Forschens, die triviale Neugierde, an welche hier in erster Linie appelliert wird. Man kitzelt sie allerdings auf die mannigfachste und raffinierteste Weise, und hundertmal gewitzigt, weiß man sie doch immer wieder zu fangen. Ihr alter Erbfehler, das Bedürfnis nach Sensation, die Lust am Schauer, der von den Reclamekünstlern scrupellos ausgebeutet wird, lässt sie immer wieder besinnungslos nach Ködern schnappen, welche nichts als schnöde Pappe waren: das Häkchen aber sitzt. Ebenso gibt man der menschlichen Neugierde wohl niemals umsonst jene sonderbaren Räthsel auf, die uns in Gestalt von einzelnen Wörtern, Riesenzahlen, von unverständlichen Bruchstücken und ähnlichen Geheimnissen auf die zudringlichste Weise verfolgen: wie gleichgiltig uns auch diese Sphinx und wie öde die Lösung ihrer Räthsel sei, wir empfinden ihren komischen Stachel doch. Wird uns dann mitunter auch ein Witz oder Scherz dargeboten — Gladstone und Salisbury einig! (über die Vortrefflichkeit eines Migränestiftes) — so nehmen wir die unvermeidliche Adressnummer, die des possierlichen Pudels Kern war, in Gnaden hin.

Ein anderer großer Haken, an welchem der Reclame mancher hübsche Fang gelingt, ist unser Autoritätsglauben.

Stolze Namen, glänzende Atteste, eine ganze Heerschar Zufriedengestellter marschieren auf und — wir gehen mit dem Tross. Hier ist es der berühmte „schlichte Landpfarrer“, dort ein General, anderswo ein hochgelehrter Professor, ein Künstler, Redner, deren Namen gleichsam zur Standarte für eine Sache gemacht wird, und dieser magische Reiz der Persönlichkeit reicht hinunter bis zur Benennung von Hutform oder Cravatte. Popularität ist überhaupt ein öffentliches Capital, das die Reclame bis zur Indiscretion auszumünzen versteht, und wohl jede Tagesberühmtheit wird zum Deus ex machina für die Noth eines Reclamekünstlers.

Der wirksamste Köder aber, den die Reclame in die Tagesflut wirft, zugleich ihr erfreulichstes und hübschestes Mittel ist das Bild. Auf die ästhetische Lust der Menschen, die lockende Kraft der sinnlichen Erscheinung zu bauen, ist nicht nur eine sehr richtige, sondern auch eine gefällige Speculation. Das große Bilderbuch der Reclame bildet daher alles ab, was nur Gegenstand menschlichen Begehrens sein kann, und richtet jedes Ding so appetitlich, so pikant als nur möglich zu. Dass dabei fast die halbe Welt unter die Patronanz holder Weiblichkeit gestellt erscheint — Mädchenköpfe gucken hier und lachen dort, und reizende Frauengestalten schmiegen sich überall biegsam durch — ist zwar etwas kupplerisch (denn das Geld ist männlichen Geschlechts), aber in jedem Falle verführerisch, und erst dort, wo man der Frivolität allzu entschleiert — freilich mit stärkster Anziehungskraft — entgegenkommt, nähern wir uns dem Ärgernisse. Wie mit der Popularität wuchert die Reclame dabei mit der fremden Erscheinung, mit ihrem persönlichsten Reiz, und die Schönheit muss es sich gefallen lassen, als Lock-

vogel vernutzt zu werden. Ja, mit kecker Hand greift die Reclame noch weiter, sie wendet sich die Anziehungskraft bekannter Genrebilder u. dergl. zu und begibt sich dreist genug selbst ins Schlepptau der ernstesten Kunst. Ihr genügt auch schon nicht mehr die Druckerschwärze oder der Farbenpinsel; sie malt in Transparenten, mit künstlichen Lichtern, ja, sie formt in der plastischen Reclame ihr: „Kauft, Leute!“ zu einem wahren Panopticum aus. Sogar zur drastischen, verblüffenden Wirklichkeit greift sie und lässt so zu ihren Zwecken ein Brautpaar unter dem Zulaufe aller Gaffer der Straße im Schauladen ganz ernsthaft trauen oder ein hübsches Dämchen sich den lieben langen Tag im neuen Patentbett hinter dem Guckfenster dehnen.

Wie hier von der Kunst, borgt die Reclame auch von der Literatur, was sie eben brauchen kann. Es sind freilich nur ihre niedersten Formen, die sie gewöhnlich verbraucht, abgegriffene Anekdoten, Schwänke, geflügelte Worte; mitunter greift sie aber auch höher hinauf, und rückt mit Versen hervor; sie schreibt ganze Kritiken und schiebt förmliche Feuilletons unter das Annoncenheer; sie geberdet sich historisch und druckt alte wichtige Urkunden und Pergamente mit photographischer Träue der Wiedergabe nach; kurzum, sie legiert auch einige Körnchen literarischen Silbers in die große Glocke hinein, an welche sie alles und jedes zu hängen hat.

Aber Sinneseindrücke, und wären es die auffälligsten, sind flüchtig, und das Gedächtnis ist kein verlässlicher Bote, selbst wenn ihm eine Geschäftsnotiz in den schlechtesten Versen übermittelt worden ist — die Reclame muss uns ihre Wünsche geradezu in die Taschen stecken, um sie sicher bei uns anzubringen. Sie verschenkt daher

geradenwegs allerlei artigen Tand, den wir wirklich brauchen können. Sie versorgt uns mit Kalendern in allen Formen, sie verehrt uns eine kleine Bibliothek, von der Zahnheilkunde bis zu den Psalmen Davids. Haben wir unser Taschentuch vergessen, so wird uns eines prompt auf der Straße überreicht. Man widmet uns Fächer und Musiknoten; hier erhältst du Blumensamen für deinen Garten, Rollgerste in elegantem Säckchen für deine Küche; hast du eine Frau, wirst du ihr jenes niedliche Parfümfläschchen bringen, Zündholzbüchsen und Cigarrenspitze behältst du recht gern für dich, und diesen allerliebsten Taschenspiegel magst du einer schönen Freundin schenken.

Aber wisst, ihr habt damit ganz gefährliche kleine Agenten im Haus, die euch täglich daran erinnern, dass diese oder jene Seife die beste, jene Sorte Cigarren die aromatischste sei, und dass man durchaus in das große Magazin X. gehen müsse, um einen Cylinder nach der neuesten Façon zu erhalten. Dieses unaufhörliche Einblasen wirkt, zu eurem eigenen Erstaunen, zuletzt aber doch, und die Geschäftswelt weiß recht gut, dass sich diese Taschenausgabe der Reclame reichlich lohnt.

Die vielverzweigte Conspiration gegen den zugezogenen Geldbeutel, welche die Reclame darstellt, ist eine internationale. Trotzdem werden auch ihre Erzeugnisse ungewollt zu treffenden Sittenbildern und spricht selbst aus ihrem forcierten Ton der nationale Geist. Die englische Reclame zum Beispiel, bilderfreudig, wie das englische Auge gut und gern sieht, mit Texten, die hie und da einen Hauch Dickens'schen Geistes verspüren lassen, ist von der französischen, dieser eleganten leichten Ware mit den hellen Trompetensignalen ebenso charak-

teristisch unterschieden, wie die beiderseitigen Literaturen es sind.

Die deutsche und die unsere — nun, jedermann kennt sie und fühlt vielleicht mit uns, dass sie noch etwas Welt bekommen muss. Alle aber sind sie darin wieder eins, dass sie, in verschiedenem Grade und mit verschiedener Geschicklichkeit, eine Welt der Illusion und schönen Versprechungen schaffen, welche wie eine lockende Fata morgana dasteht, ehe die Wirklichkeit uns umgibt, der gewöhnliche, alltägliche Markt mit seinen Plattheiten und seinen Enttäuschungen.

Die Reclame ist der geschäftsmäßige Optimismus, die kluge Ausnützung der sanguinischen Ader in der menschlichen Natur. Sie gibt den Dingen mehr Schein, als sie haben. Ihr Symbol ist die Blendlampe, welche ihr bescheidenes Kerzenlicht mit glänzendem Schirm auffängt und blendend nach außen wirft.



Ein Wort über den Klatsch.



Für eine hübsche Sache findet sich auch immer ein gutes, hübsches Wort; dem Widrigen aber heftet schon die Sprache den Makel an. Tratsch und Klatsch: welch hässliche Wörter für eine hässliche Sache! Man redet nicht von ihnen, wenn man nicht muss; sie in den Mund zu nehmen, macht allein schon einen schlechten Geschmack auf den Lippen. Kaffeeklatsch und Altweibertratsch, Theaterklatsch, Bureauklatsch, Gesellschaftsklatsch, sie sind widerlich allein schon durch das Wortparfüm, das sie ausströmen. Indessen wie der Naturforscher vom üblen Geruch des Stinkkäfers sich nicht abhalten lässt, seine Organisation und sein Wesen zu studieren, so geht auch der Psychologe ungeekelt an die Erscheinungen und Begriffe heran, die etwas übel nach Menschlichkeit riechen, und entdeckt dabei leicht etwas, wie die Sociologie des Tratsches.

Jedermann weiß und hat es mehrfach an sich selbst erfahren, was der Klatsch eigentlich ist. Er ist die dreiste Nase, welche sich in alle unsere Affairen steckt und mit Behagen in allen Ecken und Winkeln unseres Lebens herumschnüffelt, um da um Gotteswillen doch einige Unsauberkeiten zu finden. Er ist der Argus mit hundert

Augen, die niemals schlafen, die mit uns gehen bis in die geheimste Kammer, wo wir nackt sind, wie da wir aus unserer Mutter Schoß gekommen. Er ist der Spion, den die Neugierde ausschickt und der Neid bezahlt, um unser ganzes Thun und Treiben auszukundschaften und dann den Winden preiszugeben, bis selbst das Schilfrohr von unseren Eselsohren flüstert und die Spatzen auf dem Dache von unserer Schande pfeifen. Eine unsichtbare Polizei — zumeist mit Unterröcken uniformiert —, umgeben uns Tratsch und Klatsch in der Umklammerung von hundert Polypenarmen und feinen Fangfäden, und drohend sehen wir in jeder Situation unseres Lebens hundert Plapperzungen gegen uns gekehrt, mit Freuden bereit zu schmälen, zu stechen und uns etwas am Zeuge zu flicken.

Denn der Klatsch ist die ungünstige Supposition, der Verdacht a priori. Er sieht immer nur die Schattenseite der Dinge, er kennt nur die gemeinste Auffassung, die gemeinste menschliche Deutung. Er stellt das traurige Niveau der Menschheit dar, auf welches sie alles und jedes, jede Handlung, jede Gesinnung, jedes Wort und jede Geberde herunterzieht, um es sich verständlich zu machen, um es zu motivieren und einzureihen in das triviale Gemälde, die banale Schablone, die man gewöhnlich mit dem Namen Lebensauffassung und Menschenkenntnis belegt.

Unser Privatleben ist gänzlich unter die sittenpolizeiliche Aufsicht des Klatsches gestellt. Jede Seite unserer Häuslichkeit wird von ihm ausspioniert, in jedes ihrer Fächer steckt er seine freche Schnauze. Die Verhältnisse unseres Haushaltes, wie man hier kocht und dort sich kleidet, wie man die Kinder hält oder die Dienstleute

behandelt und hundert solcher Detailkram der Häuslichkeit — sie sind der fette Boden, aus dem der Weibertratsch vor allem seine Nahrung saugt, wo er mit dreister Hand wohlthätige Schleier lüftet. Der ganze Zuschnitt unseres Lebens wird von ihm controliert: Luxus und Sparsamkeit müssen sich's gefallen lassen, von ihm entsprechend gedeutet und missdeutet zu werden. Unser Auftreten in der Gesellschaft fängt die böse Nachrede mit ihrem verzerrenden Hohlspiegel auf und verwandelt jede Menschlichkeit mit Lust in Widersinn und Lächerlichkeit.

Ihre schärfste Lust büßt sie aber dort, wo die geschlechtlichen Beziehungen des Menschen in Frage kommen. Da wird immer Unrath gewittert und jeder unserer Schritte, jede Miene, jeder Blick und Hauch hat den gemeinen Verdacht gegen sich. Wehe der unschuldigsten Regung! Wehe dem reinsten Gefühl! Der große Verleumder besudelt es doch — der große Verleumder und Kuppler zugleich — der Klatsch.

Sie kennen das Stück des Spaniers „Galeotto“? Da werden zwei Unschuldige schuldig, weil die gemeine Welt es sich nicht anders denken kann; da treiben die Menschen die Opfer ihres Geschwätzes erst aneinander, und die Verleumdung wird zur Kupplerin der vergifteten Reinheit . . .

Mit solchen Ideen über unsere Sache könnte man nun just ein Problem drama schreiben, das wert wäre, sofort im Burgtheater aufgeführt zu werden, worin Frl. Sandrock die junge unerfahrene Tugend und Herr Krastel den verleumdeten Liebhaber spielen könnten. Aber das ist nicht meine Sache. Ich trete als nüchterner Sociologe an die süße menschliche Gewohnheit des Tratsches heran und

will seine Bedeutung im menschlichen Gesellschaftsleben ergründen.

Vor allem ist es nothwendig, den Tratsch nicht mit der sogenannten öffentlichen Meinung zu verwechseln. Zu den größten Gütern, die wir haben und auf die wir mit Recht den höchsten Wert legen, gehört die gute Meinung, die andere von uns haben. Durch ihre Anzeichen werden wir demgemäß in unserem Selbstgefühl wunderbar erhoben und gestärkt; ihr Gegentheil, die Schande, ist ärger als der Tod und treibt uns unfehlbar in seine Arme. Der Mensch ist nicht umsonst ein wohldiscipliniertes Gesellschaftswesen, und der ungemeine Wert, den alle und jeder darauf legen, was die Menschen von ihm sagen und denken, ist zunächst nicht das Ergebnis vernünftiger Überlegung und Abwägung, sondern angeborener und unwiderstehlicher Instinct des Herdenthiers. Die gute Meinung der anderen von uns, auf welcher unsere Ehre, unsere Ruhe, unsere Zufriedenheit beruhen, verdienen wir nur durch unser Wohlverhalten und durch die Legalität unserer Handlungs- und Lebensweise. Der Tratsch hingegen, die üble Nachrede hinter unserem Rücken, die wissen immer etwas von uns zu erzählen, was eigentlich nicht sein sollte; da ist immer etwas nicht ganz in Ordnung; da zischelt man sich — ohne Beweise — in die Ohren, was man öffentlich zu sagen sich hüten würde. Materiell sind Klatsch und Tratsch nun ja wohl häufig ein bisschen im Rechte. Jeder gibt zuweilen Anlass dazu, dass über ihn geflüstert und gezischelt werde. Jeder fehlt, indem sein natürlicher Mensch mit dem conventionellen Pflichtenmenschen in ihm, indem der Naturkörper mit seinem socialen Doppelgänger in Conflict kommt. Zwei Seelen wohnen, ach, in des Menschen Brust: Die eine, seine

innerste, physische Natur, die individuelle Mischung seiner Säfte und Kräfte, trägt ihr Gesetz und Gebot nur in sich, ist selbtherrlich und begehrt, thut, fühlt und leidet nur, was sie will. Die andere aber, das Gesellschaftsatom, das sociale Wesen in uns, wird von Gewohnheiten, Instincten und Rücksichten, und wenn man will, von Grundsätzen beherrscht, die den Gesellschaftseinrichtungen entsprechen, die ihr Niederschlag, ihr Product in uns sind und uns deshalb immer untadelig leiten. Was wir kraft unserer geselligen Instincte thun und lassen, wie wir uns mit unserer socialen Persönlichkeit verhalten — das begründet die öffentliche Meinung über uns, das stellt unsern Ruf fest, der in dieser Leitung nur ein guter, ein günstiger werden kann. Mit den Äußerungen unserer eigensten und innersten Natur, mit den Ansprüchen und Glücksforderungen unseres Individuums hingegen fordern wir die Kritik der eifersüchtigen Gesellschaft, die Wachsamkeit ihrer Organe, das neidische Misstrauen unserer Umgebung, — fordern wir mit einem Worte unablässig den Tratsch heraus. Als Natur — sofern wir eine haben — befinden wir uns unausbleiblich im Conflict mit den socialen Geboten und Forderungen, im kleinsten wie im bedeutendsten — sei es, dass wir unser Backhuhn ja nicht mit den Händen angreifen, sondern das Beste daran lassen müssen, weil es mit Messer und Gabel — den einzig ziemlichen Behelfen in Gesellschaft — nicht abzulösen ist, sei es, dass wir die Frau unseres Nächsten, unseres Freundes und Bruders mit todtbringender Leidenschaft begehren. Diese Conflictie sieht und unsere Übertretungen der socialen Ansprüche ahnt der Klatsch. Von Haus aus blind gegen alles, was individuell heißt, nagelt er die Natur in uns täglich und stündlich

ans Kreuz, ans Schandholz. Wie eine geheime Wache und Polizei umgibt uns die üble Nachrede, der Tratsch und das Gerede der Welt. Dort, wohin kein Staat und keine officielle Gewalt, keine Polizei und kein Richter hindringt und hinblickt, wo der Kaiser das Recht verloren hat — dort nimmt es die Gesellschaft durch ihr feinstes, durchdringendstes Organ auf, den Tratsch, dort hält sie das Individuum in Schach und Zaum — durch die Angst und Rücksicht auf das „qu'en dira-t-on?“ Dort unterdrückt sie und knebelt sie die freie, selbstherrliche Natur oder zwingt sie wenigstens zu tiefverborgenen Listen.

Der Tratsch, die böse Nachrede, steht also in dieser Auffassung da als eine bedeutsame Function der Gesellschaft — mit dem unbewussten Zwecke und der deutlichen Wirkung, die individuellen Ansprüche und bloß natürlichen Handlungen in Zaum und Schach zu halten zu Gunsten des Gesellschaftsvortheils, der Gesellschaftsordnung und der jeweiligen Bedingungen unserer socialen Existenz. In ihrem Dienste stehen alle Plapperzungen der Welt, alte, in Ehren ergraute Veteranen und Veteraninnen des Tratsches, denen die individuelle Quelle des Glücks versiegt und vertrocknet ist, und die sich deshalb social beschäftigen, d. h. Polizei spielen; ferner viele, die selbst individuelle Opfer bringen mussten, die vom Klatsch gelitten haben und sich nun, nach menschlicher Art, an ihren Nachfolgern rächen. Da sind alle Müßigen und Gelaugerten, — eine Legion, deren leeres Hirn zu füllen die Welt gar nicht genug fehlen und sündigen kann. Da ist der Neid und die Scheelsucht, welche der Reichthum fremder Natur nicht ruhen lässt — da sind wir mit einem Worte alle, der eine mehr, der andere

weniger, die mit dem Tratsch einen Krieg aller gegen alle führen, weil Individuum immer gegen Individuum blind ist und streitet — außer in der Liebe, — wo sie sich ganz allein verstehen und ineinander verschmelzen und aufgehen.

Während wir sonst im Entwicklungsgange der Gesellschaft dem Gericht und der Polizei längst das Strafrecht und die Aufsicht über unsere Handlungen legaler oder illegaler Art übertragen haben, liegt hier mit der Controle und der Strafe, die der Tratsch dem Individuum gegenüber bedeutet, noch eine uralte culturelle Form der Stammesrache, der Communalstrafe vor, eben bei den feinsten, von den Maschen des Gesetzes, von Recht und Sitte noch nicht zu fassenden und ahndenden Handlungen und Übertretungen. Wenn bei den Bataks, einem halb-wilden Völkchen auf Sumatra, einer eines Mordes oder sonst eines todeswürdigen Verbrechens überführt ist, erleidet er die Todesstrafe durch den ganzen Stamm: er wird zum Lebendigaufgefressenwerden verurtheilt. Das Opfer steht am Richtpfahl angebunden und der Stamm fällt nun über den Unglücklichen her, zerhackt ihn mit scharfen Messern und frisst die abgerissenen Fetzen des Fleisches vor den Augen des Opfers auf. Man gestatte mir, zu sagen, dass die vom Tratsch verfolgte und zerfetzte Seele etwas Ähnliches erleidet. Wie jene Cannibalen fressen die Tratschmäuler unsere arme Seele bissenweise, noch warm, blutig und zuckend, auf . . .

Wenn nun in der That der Tratsch die allgegenwärtige geheime, gefürchtete Polizei, die Wahrung des Gesellschaftsvortheiles gegen die unablässigen Übergriffe des Individuums ist, wobei er nach Polizeiarart stets über das Ziel hinausschießt, das Misstrauen übertreibt, den

Verdacht zum Grundsatz erhebt — um seine eigentlichen Früchte, um seine wahre Wirkung ist er doch meist betrogen. Er züchtet eben den Schein, statt das Wesen zu zähmen. Trotz aller Späheraugen und Aufpasser gelangt die Natur in uns selten zum einfachen glatten Verzicht auf ihre Wünsche und Äußerungen, sie wird nur vorsichtiger und greift zu Listen und Trug — sie meidet den Schein, wie der technische Ausdruck lautet. Sie meidet den Schein, um sich desto gründlicher beim Wesen zu erholen; die Gefahr würzt den Genuss, und was eigentlich von Haus aus harmloses, unschuldiges Sichselbstaufgeben war, wird zum trotzigen Schnippchen, das man der Welt schlägt, wird zum Hochgenuss eines geheimen Triumphes über die anderen.

Es sind zwei große und ewige Entwicklungsideale der Cultur überhaupt, die wir auf diesem unscheinbaren Boden miteinander ringen sehen: die Unterjochung der selbstischen Gelüste des Individuums unter das sociale Gebot und die Freiheitsregung unserer innersten Natur. Die vom Klatsch verfolgten Individuen rücken unmerklich, aber sicher die Schranken des Erlaubten, Unanstößigen in der Richtung größerer Freiheit hinaus. Sie leiden von ihm, aber nicht umsonst: der scheelsüchtige Widerstand des Milieu stumpft sich endlich an den unablässigen Vorstößen der Kühneren ab, und der Klatsch weicht eine Handbreit zurück, um das dahinterliegende Terrain der socialen Ordnung mit umso erbitterterer Zähigkeit zu verteidigen.

Und immer wieder setzen sich die egoistischen, begehrlieheren Naturen seinem Kreuzfeuer aus, geben sich ihm bloß und lassen sich von seinen Nadelstichen zerstechen und blutig ritzen; immer neue Egoisten und

Sünder treten in die Bresche, und wird der Klatsch einmal in einer Sache ohnmächtig, so hört er hier auch bald auf. So wird die persönliche Freiheit der Menschheit, Schritt vor Schritt, dem Tratsch, diesem nichtswürdigen und doch bedeutungsvollen Wächter der socialen Ordnung, abgetrotzt.



Die Schicksale des Silbers.



Mit einer gewissen Befremdung ist die Welt, soweit sie nicht vom Metier ist, gegenwärtig Zeuge von der fortschreitenden Entwertung des weißen Edelmetalles, dessen jüngster tiefer Fall ein ökonomisches Weltereignis geworden ist. Was steht noch fest im Werte, fragt das laienhafte Verständnis unwillkürlich, wenn ein so uralter Pfeiler, in welchem die Wertmessung der halben Welt verankert war, zu wanken beginnt? Aufs deutlichste wird hier selbst das ungeübteste Auge der Relativität aller menschlichen Wertbestimmungen inne. Heute mir, morgen dir darf das fallende Silber seinem triumphierenden Bruder, dem Golde, zurufen. Vom universalgeschichtlichen Gesichtspunkte, unter welchem das Schicksal des Silbers zu einer Episode zusammenschrumpft, ist auch die Zukunft des Goldes keine gesicherte. Die Menschheit, welche sich von primitivsten Geldmessern, die sich essen oder anziehen ließen, zur klingenden Goldwährung emporgearbeitet hat, wird einstens auch aus diesem Goldtraume erwachen und sich zu dem Grundsatz des griechischen Weisen bekennen, nach welchem der Mensch das Maß aller Dinge ist — wofern Bellamy Recht behält. In der Begünstigung des Goldes auf Kosten des

Silbers drückt sich aber nicht nur eine herrschende ökonomische Bewegung, sondern im tieferen Grunde ein culturgegeschichtliches Gesetz aus. Nicht nur die mechanische Ausgleichung von Production und Consum kommt im Sinken des Silberpreises zur Erscheinung, sondern die Erhöhung des Lebensniveaus der Menschheit überhaupt, die Steigerung und Zuspitzung auf das höchste in jeder Art, welche als universeller Zug durch die ganze Civilisation geht, besiegelt das Schicksal des Silbers. Es ist gleichsam der Zweitgeborene und theilt das Geschick eines solchen. Die Welt aber, die heute den Cultus der Höhen betreibt, fliegt überall dem ersten zu: Goldwährung herrscht heute auf allen Gebieten des Lebens, das heißt, wir legen überall den höchsten Maßstab an. Silber und Gold sind wie Mond und Sonne, mit denen sie auch von der geheimen Wissenschaft aller Zeiten in Zusammenhang gebracht worden sind: im Streite der beiden verbleicht der weiße Glanz des Mondes, und das Sonnengold ist überall mühelos der heiterglänzende Triumphator.

Es gab aber doch — heutzutage möchte man das am wenigsten glauben — eine Zeit, wo das Silber dem Golde in Rang und Wert vorangieng, und dann eine Zeit, in welcher das Gold den Kampf um die Zuerkennung des Vorranges mit dem Silber zu führen hatte, um freilich bald auf allen Gebieten unbestrittener Sieger zu bleiben. Diese merkwürdige Bevorzugung des Silbers vor dem Golde für eine sehr alte Culturepoche der Menschheit hat ohne Zweifel ihren Grund in dem selteneren Auftreten des weißen Metalles, das nur im Gebirge, nicht auch, für zufällige Funde bequem zurechtgelegt, im Sande der Flüsse vorkommt und überhaupt sich schwerer dem Menschen ausliefert als das glitzernde, verführerische

Gold. So war das Silber unter den ältesten Culturvölkern der Menschheit, in der Urheimat der Metallbenützung, im Nillande und Mesopotamien, dereinst der Archeget unter den Metallen. Nach alter ägyptischer Anschauung ist unter den Edelmetallen das Silber das kostbarste; alle älteren Inschriften nennen es vor dem Golde, und wirklich bergen die Gräber der ältesten Epoche auch weit mehr silberne Schmucksachen als goldene. Ägypten selbst besaß eben niemals selbst Silber, während es Gold hervorbrachte. Ebenso behauptete ersteres seinen Vorrang vor letzterem unter den semitischen Babyloniern, wo auf den Inschriften bei Aufzählung der Kostbarkeiten stets die sonst unerhörte Reihenfolge „Silber und Gold“ wiederkehrt, während in den assyrischen Denkmälern die Nennung des Silbers vor und hinter dem Golde eine gleich häufige ist. Freilich erfolgt die Entthronung des Silbers hier wie dort sehr bald. Im neuen Reiche Ägypten erscheint es schon im regeren Betriebe des Handels, der zumeist in den Händen der Phönicier und Syrer lag, sowie durch die Auffindung neuer ergiebiger Gruben zu Fall gebracht, und das Gold gelangt in die erste Reihe. Der gleiche Vorgang vollzieht sich am Euphrat; das Silber wird allmählich gemein und sinkt damit unwiderruflich zur zweiten Stelle herab. In solcher Degradierung treffen wir es auch bereits auf einem anderen uralten Schauplatze menschlicher Gesittung an, in Alt-Indien, also auf einem Boden, der später zu einer Hochburg des weißen Metalles geworden ist. Kaum findet es in den ältesten indischen Schriftzeugnissen überhaupt flüchtige Erwähnung. Man nennt es mit dem naiven Namen „Weißgold“, das nicht würdig ist, als Opferlohn gespendet zu werden. Auch sonst fehlt es in den indogermanischen Sprachen nicht an klaren

Beweisen für ein verhältnismäßig spätes und spärliches Bekanntwerden unseres Metalles, eine Erscheinung, auf welche auch die prähistorischen Thatsachen deutlich genug hinweisen und welche hier und dort den kurzlebigen Vorrang des Silbers vor dem Golde begründete. Noch heute gibt es im schwarzen Erdtheile Völkchen, welchen das aus den Ländern der Christen importierte Silber höher gilt als ihr eigenes Gold, und wenn auch der fabelhafte Goldreichtum schwarzer Regenten, von dem manche Reisende älterer Zeit zu berichten wussten — selbst die Hundeketten seien dort aus Gold — ins Reich der Fabel gehört, so bleibt die höhere Taxierung des selteneren Silbers in mehreren Gegenden Afrikas doch Thatsache.

Indessen mit dem Anbruche eigentlicher Geschichtszeit im Völkerkreise des Alterthums ist das Silber in seinem Verhältnisse zum Golde schon zu definitiver Unterordnung gebracht. Der Abstand ist sofort ein gewaltiger und erhält sich fortan nicht nur, sondern erweitert sich unausgesetzt; langsam, aber sicher. Durch das Auffinden altassyrischer Etalons in den Fundamenten eines Königspalastes ist uns das Wertverhältnis zwischen beiden Edelmetallen für eine sehr alte Zeit zufällig genau bekannt; es ist die Relation von $1:13\frac{1}{3}$, die über tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung zurückreicht. Diese altorientalische Norm ermäßigt sich im Umkreise der classischen Völker auf den Silberpreis zu einem Zwölftel des Goldes, nicht ohne örtliche Schwankungen hinüber und herüber. So führte die Eroberung des Perserreiches durch Alexander den Großen mit einemmale einen ungeheueren Goldstrom nach Hellas, der durch die Plünderung der Delphischen Weihegeschenke und Tempelschätze noch außerordentlich geschwellt wurde. Die Folge war ein Sinken

der Wertrelation zwischen den beiden Edelmetallen auf 1:10, die sich in Griechenland nun für längere Zeit festsetzte. Im Ausgange des Alterthums, dem in seiner Schwäche allmählich Macht und Reichthum aus der erlahmenden Hand entsinkt, vertheuert sich das Gold; in den Wirren der Völkerwanderungszeit verliert es sich massenhaft in dem bergenden Boden; ungeheure Schätze werden vergraben, und das Gold, als das Kostbarste, wird am meisten von diesem Schicksale betroffen. Im darauffolgenden Mittelalter freilich wieder steigt das Silber im Ansehen; die Relation sinkt und wird so günstig für das weiße Metall wie niemals im Alterthum; sie hält sich in der Nähe eines Verhältnisses von 1:10. Das Silber ist demnach ein recht kostbares Prunkmetall, das mit schwerem Gewichte und massiver Solidität in den Geräthen des Luxus, in äußerst kleinen und sparsamen Stücken im Münzwesen erscheint.

Da kam das Entdeckungszeitalter und mit ihm die Auffindung und Erwerbung jener Erdgebiete, welche die Natur mit dem größten Reichthum an Edelmetallen bedacht hat. Nach dem Westen wie nach dem Osten und Süden waren die Argonauten ausgezogen, das goldene Vlies zu suchen, und wie man weiß, haben es die beutegierigen Spanier auf einer neuen Welt auch gefunden. Silber und Gold strömten nun in ununterbrochenem Fluss über Spanien in die alte Welt ein, das weiße Metall nach den Gegenden seiner höheren Schätzung, aus der iberischen Halbinsel nach ganz Europa und aus Europa nach dem Orient, namentlich dessen Osten; das Gold dem Westen verbleibend, weil daselbst heftiger begehrt und höher bewertet. Im ersten Jahrhunderte nach der Entdeckung Amerikas veränderte sich das Verhältniß beider Edelmetalle

in keiner wesentlichen Art; eine unerhörte Steigerung der Lebensmittelpreise trat ein, die Kaufkraft der Edelmetalle sank naturgemäß infolge ihrer bedeutenden Vermehrung, und die Bevölkerung jammerte in ihrem Unverständnis dieser Thatsachen allenthalben über die gottlose Bewucherung der Kaufleute. Erst im 17. Jahrhunderte droht dem Silber in überraschender Weise in jähem Ansteigen des Goldpreises zum erstenmale eine empfindliche Degradierung. Die Relation schnell zu Verhältniszahl von 1:15 empor. Alles drängt mit einemmale nach dem Golde. Es lässt sich kein einzelner entscheidender Grund für diese jähe Entwertung des Silbers angeben; der dreißigjährige Krieg, der gesteigerte Weltverkehr wird nur uneigentlich dafür verantwortlich gemacht. Es beginnt eben jener geheime Zug in der volkswirtschaftlichen Entwicklung der Culturwelt, der nach dem ersten in jeder Art, nach dem non plus ultra drängt. Langsam, aber sicher, und kaum beirrt von den einzelnen thatsächlichen Vorgängen, vollzieht sich das Schicksal des Silbers das in unserem Jahrhunderte sich der Katastrophe nähert. Die Entwertung des weißen Metalls, welche in den Siebziger-Jahren ihren tiefsten Stand erreicht zu haben schien, ist gegenwärtig so ungeheuerlich geworden, dass sie die Bedeutung einer Weltcalamität beansprucht; und war in allen vorausgegangenen Zeiten der Orient, zumal die ungeheueren Culturgebiete in seiner östlichen Hälfte, immer noch die unbesiegbare Festung des Silbers gewesen, von wo aus dasselbe in unangreifbarer Stellung den Kampf gegen das Gold, wenigstens für die Hälfte der Welt, führen konnte, so droht ihm durch die bekannte jüngst erflossene monetäre Maßregel der indischen Regierung auch dort der Verlust einer Hauptposition. Indien ist doch das Silberland par excellence,

wo das Münzwesen, das ungemein entwickelte Schmuckbedürfnis und ein anspruchsvoller luxuriöser Sinn sich auf den Verbrauch des weißen Metalles in erster Linie stützen. Seit den Tagen des Alterthums ist Indien, entgegen seinem Rufe, kein Goldland; es ist nicht reich genug, sich bei seinen Ansprüchen den Luxus des Goldes zu gestatten. Seine wirtschaftlichen Transactionen vollziehen sich in ihrer größten Zahl — bei der Wohlfeilheit des Lebens in Indien — gleichsam unter dem Niveau des Goldes. Sein Geldwesen stützt sich daher auf das minderwertige Silber und münzt dasselbe in den kleinsten Beträgen aus. Aus ihrem Gelde unmittelbar gewinnt sich die indische Bevölkerung dann auch ihren so vielgestaltigen Schmuck, mit dem sich Mann und Weib, jung und alt hier die braune Haut überladet. Fortwährend werden Millionen von Rupien zu Schmuckzwecken eingeschmolzen, da doch selbst das ärmste Weib hier Schmucksachen im Werte von einigen hundert Rupien — ihre Mitgift in den meisten Fällen — an sich trägt. Kunst und Industrie bedienen sich ebenfalls mit Vorliebe des Silbers, um mit allerlei Geräth der Prunkliebe und Aufwandlust der indischen Höfe und Reichen, der Devotion in den Tempeln und vor jedem der Millionen Götteridole zu fröhnen. Kurzum, auf indischem Boden hatte das Silber bisher ein gesichertes Asyl; hier war ein riesenhaftes, immer aufnahmefähiges und aufnahmslustiges Gebiet für die Silberproduction. Ein ununterbrochener Silberstrom gieng denn auch seit Jahrhunderten dahin, um dort gleichsam im Boden zu verschwinden: das Land gab dem Weltverkehre stets nur einen geringen Bruchtheil des Erhaltenen zurück. Nun ist diese Silberwirtschaft des Landes ernstlich in Frage gestellt; aber bei der Zähigkeit der Hindus, bei

der Beständigkeit ihrer Neigungen und Gewohnheiten, welche die härtesten Stürme überdauert haben, wird auch ihre Vorliebe für das Silber ihnen lange nicht abgewöhnen sein. Indien ist eben in seiner eingebornen Bevölkerung noch nicht reif für das Gold. Wie die silberne Uhr für ein Kind, passt das mindere Silber allein für die noch naiv dahinlebenden Hindus, gerade wie für die Chinesen und sonstigen Ost-Asiaten. Es ist damit die tiefere Stufe der volkswirtschaftlichen Entwicklung gekennzeichnet, auf welcher diese Völker bislang noch verharren, und zugleich der tiefere Stand ihrer Cultur überhaupt. Denn je höhere Wertmesser wir in der Menschheit antreffen, desto höheren Wert hat, in jedem Sinne genommen, die damit messende Civilisation.

In dem Unterliegen des Silbers auf allen Linien, das kaum mehr aufzuhalten scheint, haben wir das Ergebnis einer Art Kampfes ums Dasein vor uns, der sich nicht nur zwischen den Lebewesen, sondern auch unter allen andersartigen Potenzen der Welt abspielt. Der Stärkere siegt überall, und zwar siegt er so gründlich, dass er den Schwächeren zu Boden ringt. Das Silber liegt gleichsam entseelt auf dem Boden, ein todter Körper, der nur mehr im Kreislaufe des Stoffes eine Rolle spielt; aber das Gold schwingt, um so mehr Tyrann, frohlockend seine glänzende Geißel über die Welt.



Die Jahreszahl.



So oft es mit einem Jahre zu Ende geht und das neue an seine Stelle tritt, wie ein Soldat in die Lücke der Schlachtreihe springt, wird unser Sinn, den sonst nur der wechselnde Inhalt der Zeit beschäftigt, durch gar manche kleine Äußerlichkeiten lebhafter und bewusster als sonst einmal auch auf ihre Form und Eintheilung selbst, sozusagen auf ihr Äußeres hingewiesen, und wir bemerken, was uns gewöhnlich im Wechsel der Tage gar nicht bekommt, Art und Anlage unserer Chronologie, fühlen das Gewicht der ersten Eins, die ein Jahrtausend vor uns schiebt, verspüren den unwiderstehlichen Zug der zweiten Ziffer zur Abrundung der ganzen Zahl, ärgern oder freuen uns über die letzte neue Ziffer, je nachdem sie uns angenehm oder unsympathisch ist — kurz, das chronologische Thema rückt für einige Tage in unseren Gesichtskreis und beschäftigt gelegentlich Gedanken und Witz.

In solchen Betrachtungen mögen wir auch mit einiger Verwunderung entdecken, wie so höchst merkwürdig eigentlich unsere Weise, die wir mit vielen Völkern theilen, sei, einen einzigen festen Punkt in der Linie der Zeit anzunehmen, gleichsam einen unerschütterlichen Pfeiler in die endlose Reihe der Ereignisse einzusenken,

die wie der Wogengang des Meeres, Welle an Welle, aus dem Unbegrenzten kommend, ins Unbegrenzte schreitet; womit wir mit anderen ähnlich verfahrenen Völkern zu der Seltsamkeit einer vor- und rückläufigen Bewegung, einer hinschwindenden und einer anwachsenden Epoche gelangen. Wie kommen wir dazu, und was bestimmt unsere Wahl? So formuliert, erkennen wir unser Problem als identisch mit der Frage nach dem Hervortreten des geschichtlichen Triebes in Fixierung und Anordnung der ablaufenden Ereignisse, und versprechen uns, indem wir ihm nähertreten, zugleich die Aufdeckung der inneren Bedeutsamkeit jener praktischen Lösungen, wie sie in den verschiedenen Zeitrechnungen der Menschheit vorliegen.

Indem wir nun in den Kreis der Thatsachen eintreten, beginnen wir, wie billig, an dem Punkte desselben, wo wir gerade stehen, wir, die Glieder der europäischen Cultur, des christlichen Geschichtskreises, sehen uns aber zugleich nach unseren nächsten Nachbarn, denen wir auch sonst ins Haus zu schauen gewohnt sind, um. Da wird uns sofort auffallen, dass wir mit ihnen, als die drei größten Menschengemeinschaften: Christen, Buddhisten und Islamiten, unsere Zeitrechnung übereinstimmend nach dem bedeutsamsten Datum aus dem Leben der Stifter unserer Religionen richten, die Buddhisten nach dem Nirwana des Buddha, seinem Entschwinden aus der Existenz, die Islamiten bekanntlich nach der Hedjra, d. i. der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina. Hier zeigen sich also die Träger der drei größten Weltreligionen, deren Cultur von ihrer Religion gleichmäßig getragen und durchsetzt scheint, gleicherweise von einem religiösen Moment angeleitet und inspiriert, ihr Dasein universal-

geschichtlich zu erfassen. Bis dahin gleicht die von Generation zu Generation forterbende Überlieferung, an einzelne äußerlich für den betreffenden Kreis wichtige Ereignisse anknüpfend, einzelnen Kettenstückchen, je nachdem von mehr oder weniger Gliedern, die aber untereinander nur zum kleinsten Theile ineinandergreifen, hier abreißen, um dort neu zu beginnen, gleichsam Messketten der Unbeständigkeit menschlicher Dinge, der Unzulänglichkeit der durch nichts über sich hinausgehobenen menschlichen Erinnerungskraft.

Aber nun treten mit tiefster ethischer Wirkung jene Ereignisse aller Ereignisse ein, auf welche alle Zeiten bisher seit je zu harren schienen, die nicht wieder gänzlich von sich zu lassen, sie irgendwie für immer an die jeweilige Gegenwart unlösbar anzuketten das ängstliche, eifrige Bemühen der ergriffenen Menschheit wird — und so treten jene religiös bestimmten Chronologien ganz von selbst auf, nach deren Anlage man in jedem künftigen Momente, bei jedem Ereignisse, das man festhalten will, auf jenes Ereignis aller Ereignisse zurückerinnert wird, so dass zugleich der Abstand der Bedeutsamkeit eines jeden Vorganges, mag er auch politisch, historisch von noch so ungeheurer Tragweite sein, von jenen Grundbegebenheiten der Menschheitsgeschichte deutlich fühlbar wird. Indem sie von allen Zeitaltern herangebracht, als der Wendepunkt der Zeit erscheinen, um die Erfüllung, eine neue Ordnung der Dinge zu bringen, wird zum erstenmale die Kette der Ereignisse nach beiden Seiten unzerreißbar angelegt, trägt und leuchtet zum ersten Male Ein geschichtliches Licht über den ganzen, bisher nur von vereinzelt Lämpchen streckenweise dürftig beschienenen Weg der Menschheit. Es liegt so in jenen Chronologien

der Ausdruck eines geheimen Weltplanes, wie er sich dem Blicke der Religiösen angesichts jener Grundereignisse zu enthüllen schien, und ihr kühner Schnitt durch die Zeit, der uns als Willkür scheinen konnte, wird uns zum Zeugnis einer ganzen Weltanschauung.

„In der Fülle der Zeit“, da das Zeitalter der Sünde abgelaufen, erschien der Heiland, um ein tausendjähriges Reich Gottes auf Erden zu gründen: so wird die christliche Zeitrechnung gestiftet; Buddha endet in dem Augenblicke, wo er zum erstenmale „das Rad des guten Gesetzes“ dreht, den Kalpa der „Gesetzlosigkeit“ im religiösen Sinn, und „vier- oder fünftausend Jahre wird das Reich des guten Gesetzes dauern“, bis ein neuer Buddha kommt, ein neues Gesetz, eine neue Zeit beginnt; und Mohammed als dritter schließt als Gottberufener nach ewigem Rathschluss die Epoche des Heidenthums und eröffnet die Bahn der Zeit, wo es nur einen Gott geben soll, den Gott, dessen Prophet der Mann von Mekka ist.

Wenn sich so die religiöse Grundlage in den Chronologien der drei größten Geschichtskreise übereinstimmend als eine Erscheinung voll Bedeutsamkeit für die allgemeine Haltung derselben enthüllt, so ist überall auch im besondern bezüglich der Wahl des chronologischen Angelpunktes eine merkwürdige Selbstcharakteristik des betreffenden Culturkreises zu beobachten. So verschieden die erhabenen Persönlichkeiten der drei Stifter, ihr legendenhafter Lebenslauf und ihre Lehren, in demselben Geist verschiedene Daten ihres Lebens auf Erden treten jeweilig an die Spitze der durch sie veranlassten neuen Zeitrechnung. Die Buddhisten rechnen nach dem Nirwana des Buddha, also nach dem Tode des großen Stifters, seiner Überfahrt ins Nichts, dem Ziel und Endzweck aller edlen und

tugendhaften Seelen: denn die Welt ist eitel. Die Christen hingegen erinnern sich des Heils, welches ihrem ewigen Theil gebracht wurde, lieber in der Geburt des Jesuskindleins zu Bethlehem im Stalle: denn davor lagen die Geister in den Banden der Finsternis, die Welt in Sünde und Jammer, ohne Rettung aus ihr, tief eingesenkt. Christi Herabkunft, um die Heilthat des Opfertodes für die sündige Menschheit zu vollbringen, war für den Glauben der christlichen Bekenner die Geburt des Heils; mithin mussten allerdings die Christen von der Geburt ihres Heilands die neue Zeit beginnen lassen. Die Buddhisten hingegen, die Buddha nur die Lehre, das „Gesetz“ verdanken, griffen nothwendigerweise jenes Datum als das bedeutsamste im Leben des Stifters heraus, das, nach seiner eigenen Lehre, das bedeutsamste, der Endzweck und der Lohn, der Ertrag des individuellen Lebens ist: „die Todesstunde mit ihrer furchtbaren Entscheidung über Wert oder Unwert jenes Lebenslaufes, den sie beschließt, mit dem Walten der ewigen Gerechtigkeit, die sie nun aufruft, mit ihrer Verdammnis oder Erlösung.“

Und die Islamiten? Sie rechnen bekanntlich nach der Flucht des Propheten aus Mekka nach Medina, also nach einem Zeitpunkt, in dem der Stifter mit seinem bisherigen Leben eingeständlich und öffentlich bricht und seine religiöse Mission ergreift — Welch ein bezeichnender Augenblick, in seiner dramatischen, die Einbildungskraft aufregenden Bedeutsamkeit, für die einem sich aufthuenden großen Kriegstheater mit erschütternden Wendungen und Katastrophen gleichende Geschichte des Islam, für das aus zwei so ungleichen Hälften bestehende Leben des Propheten selbst! Wenn uns also nichts von den Lehren der drei Stifter erhalten wäre, würden nicht jene drei

Augenblicke — je als Angelpunkte der Weltgeschichte erkoren — auf den inneren Geist derselben schließen lassen? Kann wohl die bloße Wahl eines nackten Datums eine beredtere, vielsagendere Sprache führen?

Wir haben den eben erörterten drei Chronologien den Vortritt gelassen, zunächst weil sie noch heute lebendig sind und die größte Verbreitung genießen, sodann auch, weil — wie bei ihnen der Fall — nichts würdiger und angemessener sein kann, als einen Augenblick voll tiefster ethischer Bedeutsamkeit, einen Moment, der über das innere Heil von Millionen entscheidet, zum Markstein aller Ereignisse, welche die Zeit füllen, zu nehmen. Aber die auf diesen Gebieten abgeschaute Bedeutsamkeit der chronologischen Anlage für den Geist des betreffenden Geschichtskreises erstreckt sich auch weiter und springt überall ins Auge, sobald sie nur erst ins Auge gefasst wird. Sehen wir in diesem Betracht bei den beiden sogenannten großen Völkern des Alterthums nach, so tritt sie uns sofort in blendender Deutlichkeit entgegen, und aus der trockenen, verstaubten Schulweisheit davon schlägt eine kleine Flamme innigeren Verständnisses auf. Denn wie deutlich sehen wir den Volkscharakter zunächst bei den Griechen in der Einrichtung, dass die populärste und allgemeinste hellenische Zeiteintheilung nach gewissen Nationalspielen, den olympischen, sich richtete. Diese leichtlebigen Musensöhne, welche die Schönheit zur Tugend machten und den Genuss in jedem Sinne zum Zwecke des Daseins, heiter lebten und resigniert starben — inzwischen es ihren Idealen, dem heiteren olympischen Göttervölkchen, nachthuend; das Leben von außen nehmend und führend, ohne tiefere Innerlichkeit, begierig, die Anschauung angenehm zu füllen, selbstgefällig, aber

in eine würdevolle Maske gesteckt, glänzend, aber nicht tief — so rechnen sie nach Nationalfesten, wo die Kraft und die Schönheit des Volkes zur Schau gestellt wird, nach den glänzendsten Manifestationen der Freude am Leben und menschlichen Wesen. Es lässt sich nicht mit Bedacht sinnvoller die Wahl treffen, als hier von selbst geschehen: so wächst auf den Bäumen eben nirgends eine falsche Frucht, und auf dem Lorbeer treiben nur Lorbeerblätter.

Diesem ästhetischen Volke par excellence mit seinem ästhetischen Datum tritt in gleicher Durchsichtigkeit des inneren Zusammenhanges das politische Kraftvolk des Alterthums mit seiner selbstgeschaffenen Chronologie zur Seite. „Ab urbe condita“: die Gründung der Stadt, der Weltbeherrscherin Rom, das gibt der Zeitrechnung hier Name und Angelpunkt. Ein politisches Volk: ein politisches Datum. Ist doch der Keim und Kern der ganzen römischen Geschichtsarbeit in Roms Gründung und wachsender Größe gelegen; an welchem Datum konnte dem römischen Bürger also mehr gelegen sein, als an diesem Ausgangspunkt des Staatswesens, in dem sein allein politisch veranlagtes und politisch strebendes Volksthum aufgieng? Wieder zeigt sich so die chronologische Anlage wie eine Probe auf den Volksgeist, der sie sich ohne Reflexion und Wahl geschaffen, und unsere These wird durch einen neuen eclatanten Fall bekräftigt.

Eine Lücke ist noch im Kreise unserer Betrachtung, den wir, seine verschiedenen Punkte prüfend, durchmessen haben: es ist die jüdische Zeitrechnung, deren Betrachtung ihn völlig schließen wird. Auf den ersten Blick scheint sie ihn allerdings mit ihrer Eigenart durchbrechen zu wollen; hier ist kein Vor- und Rückwärts von einem

alles überragenden Ereignis, das auch für die Idee in der Mitte zwischen einer alten und einer neuen, mit ihr beginnenden Zeit steht, sondern wir finden hier die noch größere Seltsamkeit einer einheitlichen fortlaufenden Zeitreihe — mit einem ersten Anfang, der Welterschöpfung, von dem aus alles an einer Schnur geht.

Aber auch hier verleugnet sich nicht die Selbstcharakteristik des chronologisierenden Volksgeistes. Denn was kann für den jüdischen Geist, diesen eingefleischten Realisten, der Gott den Herrn die Welt und sich selber machen ließ, charakteristischer sein, als der naive Gedanke: die Zeit werde am einfachsten und schlauesten von ihrem Beginn an gezählt und gerechnet — also vom Weltanfang, der, wie das theologisch versteifte jüdische Denken berechnen zu können vermeinte, um die und die Stunde fällt? Wer die Welt mit allem, was auf ihr ist, vor allem den Menschen, machen lässt, der thut natürlich am besten, wenn er den Gang des niedlichen Spielwerkes danach berechnet, seit es in Bewegung gesetzt worden; das läuft nun einfach fort, und die Geschichtsschreiber haben weiter keine Mühe.

Weit entfernt, die jüdische Chronologie also nicht in unsern Kreis einbeziehen zu können, ist sie sogar ein schlagender Punkt desselben, und der das Leben verachtende Buddhist, der im definitiven Entschwinden seines Meisters aus dieser Welt den Markstein der Geschichte sieht, hat von seiner tiefsinnigen Art und Richtung damit kein unverhohleneres Zeugnis abgelegt, als der in theologischer Tradition verhärtete jüdische Sinn durch die naive Unbesonnenheit seiner Chronologie von seinem völlig empirischen, unphilosophischen Standpunkt.

Die Cigarre.



Während zwei Welttheile das große Jubiläum ihrer vierhundertjährigen Bekanntschaft mit Schall und Lärm feiern, darf sich wohl auch ein kleiner Jubilant aus der Gefolgschaft der Großen melden, mit dem berechtigten Anspruch auf ein bisschen von dem Weihrauch, der bei dieser Gelegenheit verstreut wurde. In der That verdient der Tabak, dieses erste und wichtigste Wiegenangebinde, das uns Amerika bei seinem Eintritt in unseren Culturbereich überreichte, an erster Stelle auszeichnende Erinnerung, wenn von dem ungeheuren Austausch von Gütern die Rede ist, welcher durch die Entdeckung des Columbus eingeleitet wurde. Nicht vom befangenen Standpunkte des Rauchers darf für die Cigarre ein publicistischer Ehrensalue verlangt werden, sondern vom umfassenden Gesichtspunkte der Culturgeschichte, die es immer als eine der größten Merkwürdigkeiten wird ansehen müssen, „dass ein fremdes Giftkraut mit beispielloser Geschwindigkeit sich die ganze Menschheit unterwerfen und einen Aufwand von Hunderten von Millionen hervorrufen konnte, der aufgehäuft oder productiv angelegt alle Völker hätte wohlhabend machen können.“

Das Rauchen ist ursprünglich, wie bekannt, eine

barbarische Gewohnheit der Rothhaut gewesen. Mit großem Staunen sahen die Entdecker Amerikas die am Ufer weilenden friedlichen Indianer Rauchwolken aus Mund und Nase ausstoßen, und empfingen sie die erste brennende Pfeife als Willkommgruß aus ihren Händen. Der Zumuthung, die Gabe zu würdigen, kamen freilich bloß wenige Waghälse nach. Der Rauch schien ihnen einen stinkenden und teuflischen Geruch zu haben, und man hatte wenig Lust, es den Indianern gleichzuthun, die von dem brennenden Kraute ganz toll und voll wurden, dass sie wie sinnlos dalagen. So kündigte sich der abendländischen Welt die Sitte des Tabakrauchens zunächst als die schmutzige Unsitte einer barbarischen Gesellschaft an, deren Abenteuerlichkeit freilich wieder seltsam anzog.

Wohin immer in der neuen Welt die Entdecker sich wendeten, sie fanden die sonderbare und widerwärtig scheinende Gewohnheit des Tabakrauchens oder, wie man damals sagte, des Tabaktrinkens mit seiner noch hässlicheren Abart, dem Tabakschnupfen, alt eingewurzelt vor. Vom Norden bis zum Süden, beim wildschweifenden Jäger der Prairien wie in der aristokratischen Gesellschaft Mexicos oder Perus, überall sog man aus dem Dufte des narkotischen Giftkrautes einen leidenschaftlich begehrten Genuss. Die paradoxe Gewohnheit umgab sich anscheinend mit einer Art Weihe und Verzückung, und der rauchende Eingeborene gab sich wie ein Orgiast, der seinem Gotte dient. Die ceremonielle Friedenspfeife der Rothhaut ist weltbekannt; es liegt ihr die Auffassung zugrunde, die den Entdeckern Amerikas noch offenkundig entgegentrat, dass das Rauchen ein der Sonne und dem Großen Geist gebrachtes Opfer sei: die ersten Züge des Rauches werden denn auch gegen die Sonne

geblasen. So vergöttert der Mensch überall seinen Rausch, und jeder Sorgenbrecher wird zu einer Stütze des religiösen Gedankens. Freilich kann man es den Entdeckern nicht verübeln, wenn sie das originelle Rauchen der Rothhaut eher für einen Gottesdienst des Satans ansahen. Die cylinderförmigen Rollen aus trockenen Maisblättern, mit dem schmauchenden Kraut gefüllt, oder die gabelförmigen Rohre, deren Äste die Indianer in die Nasenlöcher steckten, während sie das andere Ende über brennende Tabakblätter hielten und den Rauch in die Nase sogen, waren doch recht abenteuerliche Anstalten; kaum viel besser schien es, wenn Frauen oder Knaben den Männern beizenden Tabakrauch, den sie eingesogen, in die Nase bliesen. Das Ende war regelmäßig, dass die Eingeborenen in einen Zustand von Betäubung geriethen, niederfielen und in tiefen Schlaf versanken; zum mindesten war es ein Träumen mit offenen Augen, eine sanfte Betäubung, deren Ungewohntes die Europäer zunächst nur erschreckte und anwiderte.

Vielleicht gerade weil es ein bislang ganz unerhörter Genuss und eine ganz neue Scenerie war, lockte das Schmauchen des aromatischen Dampfes die Weißen aber bald zur Nachahmung. Jedenfalls kehrten gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Seeleute in der Regel als Gewohnheitsraucher aus der neuen Welt zurück — der alten Welt zum erstenmale den Anblick von brennenden Cigarren oder Tabakpfeifen gewährend, nachdem die Tabakpflanze und ihr Blatt früher nur medicinische Schätzung — wie alles Neue und Seltsame aus der Fremde — gefunden hatte. Des Staunens und Kopfschüttelns über die neue Mode war anfangs kein Ende. Aber das böse Beispiel verdarb leicht die guten Sitten.

Es fanden sich bald allerwärts Seeleute, Soldaten und Hofleute, die am Tabakschmauchen großen Gefallen fanden. Andere ließen sich durch den Glauben an die wohlthätigen Wirkungen für die Gesundheit, welchen von den ersten Rauchern eifrig das Wort geredet wurde, zum Versuche verleiten. So machte die fremdartige Sitte anfangs reißende Fortschritte, und die brennende Pfeife wagte sich ungescheut aus den geheimen Raucherkeln auf die Straße in die Öffentlichkeit. Populäre Persönlichkeiten, die überall den Ton angaben, führten dem Rauchen eine Menge Proselyten zu. Beispielsweise trug besonders der berühmte tragische Seeheld Sir Walter Raleigh zur Verbreitung der neuen Sitte, welcher er leidenschaftlich ergeben war, viel bei. Es wird erzählt, dass ihn einmal einer seiner Diener, der ihn schmauchend fand, mit einer Kanne Ale begoss, in der Meinung, sein Herr sei in Brand gerathen. Selbst am Tage seiner Hinrichtung rauchte der Tabakapostel im Tower morgens gemüthlich seine geliebte Pfeife, ehe er das Blutgerüst bestieg.

Die Moralisten, die seit Catos Zeiten gegen alles Neue eifern, sprachen sich natürlich mit heller Ent-rüstung auch gegen die fremdartige Sitte aus. Allerwärts in England wie in Frankreich, in Spanien und Portugal wie in Holland — die seefahrenden Nationen waren eben der übrigen Welt im Rauchen um einige Jahrzehnte vor-aus — wendete sich, von Geistlichkeit und Moralpredigern aufgehetzt, die Staatsgewalt gegen das rasch ins Volk gedrungene Laster. Man predigte von den Kanzeln gegen Cigarre und Pfeife, die Satiriker sendeten in Spottge-dichten spitziige Pfeile, die uns freilich sehr stumpf vor-kommen, gegen die Rauchbruderschaft ab; die Ärzte be-

mächtigten sich, wie begreiflich, des brennenden Gegenstandes und übertrieben nach ihrer Art im Für und Wider. Das Ärgste aber war, dass die Staatsgewalt mit scharfen Verboten sich ins Mittel legte und den Tabak nur in den — Apotheken dulden wollte, als Heilmittel gegen Krebs, Krätze und andere unappetitliche Krankheiten. Berühmt sind der Eifer und die Entrüstung, mit welcher der gekrönte Querkopf König Jacob I. von England gegen das Tabakrauchen vorgieng, das er in Theorie und Praxis bekämpfte. Seine Streitschrift „Misokapnus, der Rauchhasser“ ist in der That von einem flammenden Hasse gegen die arme Tabakpfeife eingegeben. Der königliche Eiferer beweist darin nicht weniger, als dass das Tabakrauchen das wahrhafte Bild der Hölle darstelle und zur Hölle führe. Hippolyt Schaufert's „Schach dem König“ hat übrigens ja diese seltsame Episode aus der Leidensgeschichte des Tabaks allgemein bekannt gemacht. Dass der königliche Zorn nichts fruchtete, versteht sich von selbst; aber aus der Steuer, mit der man den Tabak umzubringen vermeinte, erwuchs hier wie anderwärts das staatsfinanzielle Tabakmonopol. Noch lange aber wurde in der Tonart des Misokapnus gegen die Tabakpfeife mit ihrer Base, der Schnupftabaksdose, die sich sogar bereits bis in Kirche und Theater gewagt hatten, gewettert. „Wenn ich Mäuler sehe,“ lautet eine solche Stimme, „die Tabak rauchen, so ist mir, als sähe ich lauter Kamine der Hölle.“ Man fand es noch geraume Zeit gesitteter Europäer unwürdig, einen Gebrauch barbarischer Menschen, wie der wilden Amerikaner, anzunehmen: „diesen stinkenden Tabaksgott ohne Unterlass anzubeten und zu verehren, gleich den Heiden, die es zum Wahrsagen begeisterte . . .“ Die Vertheidiger und

Verehrer der Tugenden des neuen Krautes, welche sich weder von Geld- oder Ehrenstrafen, weder durch den Pranger noch durch die geistlichen Strafandrohungen von ihrer neuen Liebhaberei hatten abschrecken lassen, ließen dagegen laut genug das Lob des Tabaks erschallen. Übertreibung hier wie dort. „Nichts ist dem Leben und der Gesundheit so nöthig und dienlich, als der Rauch des königlichen Gewächses, des Tabaks.“ — „Der nie genug gelobte Rauch ist gut und angenehm, vom frühen Morgen bis zum Abend, allezeit . . .“ Solche Äußerungen gibt es in der Streitliteratur des siebzehnten Jahrhunderts zu Dutzenden. Auf den Kern des Genusses weist die *Tabacologia* des Palma: „Einer, der studiert, muss nothwendig viel Tabak rauchen, damit die Geister nicht verloren gehen . . . oder wieder mögen erweckt werden.“ In der That, die Umschleierung der Gedanken durch den narkotischen Rauch, in welcher der Denker sich sammelt und gesammelt erhält, ist nicht das kleinste Verdienst des Tabaks; die berühmte Gelehrten- und Studentenpfeife entstammt von hier.

Während so der literarische Tabakkrieg tobte, hatte die neue Sucht bereits ganz Europa ergriffen und setzte sich trotz Verfolgung und Anfeindung von staatswegen, trotz geistlicher Bannflüche und Verketzerung bei den Damen siegreich in allen Ständen durch. Ein mächtiger Bundesgenosse war der Tabakpfeife erwachsen — der Kaffee. Die Wirkungen dieser beiden aromatischen Freunde des Menschen suchten und ergänzten sich in auffälligster Art. Die europäische Menschheit, die aus dem großen Traume des Mittelalters endlich gründlich erwacht war, bedurfte doppelt neuer Sorgenbrecher und Gedankenbanner. Sie fand sie in dem sanften Betäuber Tabak,

im Kaffee und dem zartesten aller Sorgenbanner, dem Thee, deren Verbrauch nun allmählich ungeahnte Dimensionen annahm. Aus dem verfolgten Fremdling wurde der Tabak zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts überall das Schoßkind der Regierungen, nachdem die europäischen Staatskünstler auch die finanziellen Kräfte des Wunderkrautes kennen gelernt hatten. Und wie zum Widerspiele des königlichen „Gegenblasers gegen den Tabak“, der die Schnupfer und Raucher aus dem gemeinen Volk erbärmlich prügeln ließ, Edle barfuß, mit geschorenem Barte aus London fortschickte und an seinem Hofe eine wahre Raucherhetze betrieb, erscheint im 18. Jahrhundert ein königlicher Patron der Tabakpfeife, König Friedrich Wilhelm I., mit seinem berühmten Tabakcollegium. Diese erlauchte Rauchbruderschaft verkörpert den Umschwung der Zeiten in wahrhaft classischer Weise: die Pfeife braucht sich nicht mehr zu verstecken, sondern im Gegentheile, der Gast, dem das Rauchen nicht zusagt, wie der alte Dessauer, nimmt doch wenigstens eine nicht brennende Pfeife in den Mund. Der Tabak ist canonisiert, und Europa wird vollends bald zu einem einzigen großen Tabakcollegium, in welchem die modernere Cigarre die altväterische Pfeife seit Anfang unseres Jahrhunderts immer mehr verdrängt.

Wie nun aber der Weiße seine Gewohnheiten und Bedürfnisse, seine großen Errungenschaften und Laster über die ganze Welt verbreitet, so hat er seine gelben und schwarzen Brüder auch mit dem narkotischen Giftkraut bekannt gemacht. Wie in Europa, sagt Victor Hehn sehr gut, der Arme, der Sträfling am liebsten um ein Stückchen Geld auf — Tabak bettelt, so gewann und gewinnt der Reisende oder Kaufmann auch den Neger

im dunkelsten Afrika, den Tschukschen im eisigen Sibirien, den Malayen oder sonst einen harmlosen Zögling der Natur durch nichts so leicht, als durch eine Gabe Tabak. Unsere orientalischen Nachbarn, die wir nun als die Meister der edlen Rauchkunst betrachten, sind nach einigem Widerstreben am gründlichsten der Verführung erlegen. Die Tabakpfeife wurde bei ihnen zum Zauberstab, der diese turbulentesten aller Völker zu den ruhigsten umgewandelt hat. Da sitzen sie nun, wie sie auch auf dem Schilde aller Tabakläden der Welt erscheinen, vor ihrer Wasserpfeife, ruhig schmauchend, Türke, Araber oder Perser — ein Bild ihres apathischen träumerischen Lebens. Und mit größerem oder geringerem Temperament folgen ihnen alle Völker der Erde nach. Der Tabak mit seinen Verwandten, vom Opium bis zum Fliegenschwamm, bricht überall die Wildheit, ersetzt sie aber durch Stumpfheit. Groß und universell ist eben das Bedürfnis der Menschheit, im Genusse irgend eines Betäubers taub zu werden gegen das ununterbrochene Pochen des Sorgen-gedankens. Daher sind viele Stämme der Erde überaus faul und nachlässig im Ackerbau, um so sorgfältiger und reichlicher aber bauen sie Tabak oder Opium. Wenn nun der Volkswirt klagen möchte, dass so viele Tausende von Morgen oder Hektaren des kostbaren Erdbodens, der Weizen oder Wein tragen könnte, mit einer schädlichen Species giftiger Nachtschatten bestellt sind, so darf ihm die ethnologische Erfahrung mit dem Spruche des Evangeliums entgegentreten, dass der Mensch nicht vom Brote allein lebe. Auf unterster Stufe, bei der großen farbigen Majorität der Menschheit, ist der Tabak mit den anderen Betäubungs- oder Berausungsmitteln einfach schon ein Wohlthäter, weil er das Bewusstsein unter-

bricht und umnebelt; auf größerer Höhe der Cultur mischt sich das Angenehme als Würze und Duft dem ursprünglichen Genusse der sanften Betäubung bei, die quälende Unrast des Gedankens wird hier im Kräuseln des Rauches zum anmuthigen Spiel des Geistes. Von den drei großen Geschenken, die wir von Amerika erhielten, „als es wie ein neuer Stern an unserem Planeten auftauchte“, vom Gold, der Kartoffel und dem Tabak, ist daher die letzte Gabe sicherlich am höchsten zu schätzen. Denn sie war etwas für das Hirn der Menschheit, während die anderen bloß ihr Herz und ihren Magen erfreuten. Das Wort des alten Arztes ist auch in einem tieferen Sinne wahr, der Tabak dient für alle Zeit, „damit die Geister nicht verloren gehen . . .“



Unser Ofen.



In unseren Breiten, wo die Rosenstöcke fast das halbe Jahr hindurch ihr Strohkleid tragen müssen, ist Wärme, wie ein Lebelement überhaupt, den Winter über ein Lebensgenuss, den uns nur die Häuslichkeit voll und schön bietet. Da steht er in der Stubenecke, der gute Hausfreund, und strahlt aus seinem feurigen Innern trauliche Behaglichkeit in die Stube, die er knisternd und flackernd mit den Stimmen des Feuers belebt. Alle guten Geister der Gemüthlichkeit schweben in seinem Bezirk und um seinen grauen Mantel, um den er, ein großer Kinderfreund, gern die Kleinen versammelt. Geheimnisvoll flüstert in seiner Ecke das Märchen und spinnt die Sage ihren dunklen Schleier. Wie sein Gegenstück, das lichte, luftige Fenster, ist der graue, wärmende Ofen gleichsam ein Organ der Häuslichkeit, das ihr nicht fehlen darf, er ist in Wahrheit der getreue Eckhart der Stube.

Lassen wir den eleganten Franzosen ihren vornehmen Kamin mit dem koketten Feuerchen, gönnen wir ihnen ihre galanten Dialoge und Lustspielszenen vor der marmornen Cheminée mit den Theaterflammen, die nicht wärmen. Unser Ofen ist dagegen wohl ein recht altväterisches Möbel, ohne eine Spur theatralischen Anstrichs, und zum roman-

haften Verbrennen duftender Liebeszeichen ist sein Bauch allzu rußig und nüchtern; aber wie weiß er zu pusten und ein Feuer anzublasen, dass die angelaufenen Fensterscheiben davon aufzuthauen anfangen — und die eingefrorene Traulichkeit der Stube. Mit seinem engen Stubendunstkreis, im dunklen Winkel behaglich lehnend, erscheint er dann freilich auch fast wie der Patron der Schlafmützen und Stubenhocker, die den frischen Drang der weiten Welt scheuen und hinter dem Ofen am besten vermeiden — jedoch das ist gewiss nicht seine, sondern ihre Schuld. Klar wird aber daraus, wie sehr in seinem Begriff sich die Idee der engen, wohlverwahrten, auf sich beschränkten Häuslichkeit auszusprechen vermag.

Wer in der Winterlandschaft, wo Schnee und Eis alles mit ihrer kalten Decke verhüllt haben, in der Ferne ein Haus mit rauchendem Schlot sieht, denkt sicherlich zuerst an den wärmespendenden Ofen mit dem lustigen, prasselnden Feuer in der Stube und erst dann an die Flammen des Herdes, worauf wohl eben ein gutes Mahl bereitet wird. Wärme ist eben ein elementareres Bedürfnis als gekochte Speise, die wohlthuende Nähe des Feuers uns zunächst mehr wert als sein Küchendienst. So ist denn auch in jenen kleinen Haushaltungen, wo der Ofen zugleich den Herd des Hauses bildet und umgekehrt, die Wärmeabgabe seine wichtigere Seite. Am wärmenden Herdfeuer sitzen im homerischen Hause die Gebieter, und sie vor allen, die ehrwürdige Lenkerin des Hauswesens; hier ist der geehrteste Platz, und der Schutzfliehende, der Bettler bittet nicht um den Rest des Mahles, sondern um ein Plätzchen an der warmen Asche. Und wenn wir vollends hinabsteigen in der Geschichte der uns umgebenden Häuslichkeit bis in die ersten vorstellbaren An-

fänge, wo wir den barbarischen und noch sehr hilflosen Menschen im ersten Besitz einer Spur, eines schwachen Ansatzes von Häuslichkeit finden, so erkennen wir deutlich, wie derselben überall als organisierendes oder Baugesetz die Rücksicht auf das zu unterhaltende Feuer zugrunde liegt. Der Mensch baute sein erstes Haus nicht sich, sondern seinem Feuer, sei es als Windschirm oder als Erdgrube: unsere „vier Wände“ gelten zunächst eigentlich dem Schutz des wohlthätigen Feuers, und so könnte man den Ofen — den Herdofen — wohl den ersten Bauherrn, den schöpferischen Mittelpunkt des Hauses nennen.

Der älteste Hausgenosse wenigstens ist er in unseren Klimaten sicherlich; und wie das Älteste ja auch immer das Ehrwürdigste zu sein pflegt, so ist der freundliche Eckensteher in seinem Winkel nach dem Zeugnis von Glauben und altem Brauch auch wirklich das geehrteste, von einem zauberhaften Hauch umwitterte Gebrauchsstück der Stube. Man muss aber in die Bauernstube mit ihrem riesigen Kachelofen, aus dessen Mantel ein alterthümlicher Geist wie feiner Moderduft zu kommen scheint, hineintreten, um diese Spinnweben aus alter Zeit, die ihn umziehen, noch unverwischt anzutreffen. Man muss recht pietätvoll hineinlauschen in die rußige, altväterische Ofenecke, um die Stimme des Hausgeistes, der da seinen Sitz hat, zu vernehmen. Die Alten, die so gern den lieben Tag lang am warmen Ofen saßen und nickten, — wie sollten ihre abgeschiedenen Seelen der gemüthlichen Ofenecke nicht anhänglich sein? Hier ist ihr Sitz nach wie vor, und im Summen und Flüstern des Feuers mag man wohl auch Geisterstimmen vernehmen.

Von solch zauberischer Witterung der Ofenecke zeugen noch manche alterthümliche Sitten. So herrscht im kalten

Lithauen der Brauch, das von der Taufe heimgebrachte Kind sofort unter den Ofen zu legen, wodurch es nun ins Haus aufgenommen erscheint: es wird hier gleichsam dem Hausgeist vorgestellt. Umgekehrt nimmt anderswo der Todte durch dreimaliges Umgetragenwerden um den Ofen Abschied von dem Hause; die ins junge Haus eingeführte Braut bezeugt ihre erste Reverenz dem — alten Ofen; und wieder gucken die Mädchen manchenorts der Zukunft wegen ins Ofenloch. Unter den „zauberischen Orten“, wo jede Art wunderwirkender Handlung am besten gelingt, ist der Ofen mit dem Ofentopf und Schürhaken einer der wirksamsten, und „dem Ofen sein Leid klagen“, „vor dem Ofen knien“ ist demgemäß noch nicht ganz außer Brauch gekommen.

Inzwischen hat unser Ofen aber auch noch andere Kundschaft. Einen großen Kinderfreund nannten wir ihn — nun, die Freundschaft ist gegenseitig. Wie oft hat er die lauschende Kinderschar in der Dämmerung in seinem traulichen Winkel versammelt und mit zugehört, wenn die Großmutter den aufhorchenden Enkeln mit dünner Stimme ihre Märchen erzählte! Dann schien es, als ob er mit seinem Summen und Prasseln die Rede begleitete und belebte — und sicher, wenn im Märchen just ein gräuliches Schrecknis passierte, paff! knallte es im Ofen, dass alle Kinderherzen zwiefach erschrakten. Ja, solche Scherze erlaubt sich mitunter der Alte, der aber doch sonst so träumerisch zu flüstern und knistern weiß, dass die Zunge leichter sich löst und der Gedanke williger hinfließt. O, er begleitet gut, so Träumen und Sinnen, wie Grübeln und Studieren, und wenn er von Zeit zu Zeit die summende Stimme zu einem lustigen Schnalzen und Krachen erhebt, so sind wir sicher im guten Zuge

bei einer Gedankenpause angelangt und freuen uns mit dem Ofen über einen guten Einfall.

Doch der Kinderfreund muss sich auch sonst den Kleinen gefällig und dienstbar zeigen: so sinnig-achtsam sind die Kinder nicht, um seine stille Musik viel zu bemerken. Die braten sich lieber ihre Äpfel und Kastanien auf der Ofenplatte, wo sie freien Zutritt haben, während sie vom Küchenherde stets weggejagt werden, wo für ihre kleinen Sachen ja ohnedies kein Platz und keine Ruhe ist. Da übernimmt denn der feurige Mann im Winkel willig das Amt des Äpfelbraters, und wirklich macht er seine Sache, wie allen Kindern bekannt, aufs beste. So gut schmecken sie doch niemals, als wenn wir sie selbst auf die heiße Platte gelegt und das lustige Zischen hin und wieder vernommen haben, während ein süßer Duft sich aus dem Winkel hervorkräuselt und die ganze Stube angenehm erfüllt.

Unser Ofen wäre nicht der Ofen der deutschen Stube, wenn er, der uns erwärmt, zu uns spricht und uns sogar die Äpfel brät, nicht auch uns träumen hälfe. Ach, wie gern sehen wir in sein Feuer, das in der Dämmerung rothe Lichter über den Boden streut und mit flackerndem Schein um uns herum spielt; dessen feurige Streifen an den Wänden auf- und niedersteigen wie unsere Gedanken, und dessen gleitende Reflexe jeder mit einem Traumbild davonhuschen! . . . Stundenlang mögen wir sitzen und in das zierliche Gitter blicken, dahinter das Feuer flackert und endlich zusammenfällt, so dass nur mehr ein schwacher schmaler Lichtstreifen in die Stube dringt, wo es inzwischen ganz dunkel und finster geworden ist. Dann rücken wir uns gewaltsam zusammen und entzünden die Lampe, mit deren ruhig strahlendem Licht auch die helle

Stimmung, der feste klare Sinn da sind, welche die Träumerei der Dämmerstunde genau so überstrahlen und decken wie der helle Lampenschein die röthlich-unsicheren Lichter des Ofens. Und nun kennt er seine Schuldigkeit, steht ruhig in seiner Ecke und gibt langsam seine ganze Wärme an die Stube ab, bis er selbst kalt dasteht und nichts mehr hat. Aber morgen ist wieder ein Tag, wo man ihn brauchen wird: hört nur den heulenden Nord, der von oben bis in den Ofenraum fährt und dort so ängstlich ächzt und stöhnt . . .

Das Letzte und Beste, was man von unserem Ofen vielleicht sagen kann, ist, dass er für den Winter dasselbe ist was das Fenster für den Sommer. Heißt es im schönen Frühling, wenn die linden Lüfte nahen: „Die Fenster auf, die Herzen auf“, so ist die Losung im Winter: „Heizt fein die Öfen und die Herzen.“ Das Fenster ruft: „Hinaus!“ und hat recht — im Sommer; der Ofen summt: „Bleib zu Haus!“ und meint es gut — im Winterfrost. Ist das Fenster der Wortführer der freien, lichten Welt, so ist unser Ofen ein warmer Anwalt des Daheims und seiner Traulichkeit, und der Schiedsspruch zwischen beiden erfolgt dann, wenn erst einmal der bekannte Streit zwischen Sommer und Winter entschieden ist.



Das Bad.



Stets rufen wir im Sommer nach schönem Wetter, und wenn es dann kommt mit feurigem Athem und sonniger Glut, so löschen wir den inneren Brand wieder emsig mit allen Mitteln. Der Fächer schwirrt, das farbige Eis rinnt kühlend die Kehle hinab, und um das feuchte, plätschernde Element tummeln sich Männlein und Weiblein in wohliger Kühlung. Im Bad erschöpft sich in der That die sommerliche Lebenskunst, denn der Verkehr mit der Natur, welcher uns sommerüber erfrischen hilft, steht uns zu aller Zeit offen. Das Bad hingegen ist die große Ressource des Sommers. Was er uns mit seiner gedankenumflorenden Hitze thut, weiß er reizend zum Genuss zu verkehren, indem er uns das feuchte, kühle Element anbietet — ein flüchtiger Tausch zwar, aber mit Contrasten, wie sie nicht leicht sonstwo einander ablösen, unsere Natur erfreuend, welche zum Angenehmen nur durch Contrastwirkung gelangt.

Das Bad, ein so eminent Physisches — trotz aller Verfeinerungen, welche das moderne Leben hinzugewürzt hat — ist dennoch nur eine Gewohnheit der Civilisation. Der barbarische Mensch, der Zögling der freien Natur geht nicht ins Wasser, so wenig wie die Katze oder der Affe, wenn es nicht gilt, einen Bach zu durchwaten oder

die Beute aus dem Weiher zu holen. Freilich, der Küstenanwohner, der Bruder des Meeres, zeigt sich auch schon auf niedrigster Stufe mit dem nassen Element in demselben Grade vertraut, als der Binnenländer niedrigster Entwicklung mit angebornem Instincte dasselbe scheut. Wir kennen noch den primitiven Menschen, der von dem fremden Element nichts wissen will; der Süd- oder Westaustralier, der Hottentotte oder Buschmann fürchtet das Wasser, und sie sind alle in der That auch sogar des Schwimmens unkundig.

Zum Bad verlockt nun den Menschen, wie aus zahlreichen Thatsachen hervorgeht, ursprünglich nicht etwa das Bedürfnis der Reinlichkeit; viele Völkernschaften baden leidenschaftlich gern und gut, ohne den Gebrauch des Wassers zum Waschen zu kennen; es ist vielmehr der starke Hautreiz, der sinnliche ungewöhnliche Genuss, der den ersten Antrieb zur Badegewohnheit der Menschheit gegeben. Es begreift sich, dass das Meer die hohe Schule der Bade- und Schwimmkünste des anwohnenden Menschen wird. Seine lockende Nähe und damit der rege Verkehr zu Wasser, seine laue Wärme, die tragende Kraft der Welle, das Anrollen und Zurückprallen des Wogenganges, Flut und Ebbe mit ihrer wechselnden Überspülung und Trockenlegung der sanften Ufer — alles dies zieht den Menschen von Kindesbeinen unwiderstehlich in das plätschernde Element, wo er bald so vertraut wird, wie irgend ein Wasserthier, Fisch oder Schildkröte. Das kleine Kind lernt hier eher schwimmen als gehen, wie das Kind der Reitervölker früher fest im Sattel sitzt, als es auf dem Grunde stapfen lernt. Bald wird hier das Bad zur leidenschaftlichen Liebhaberei, zum freien Spiel, zum Sport; nicht nur der civili-

sierte Mensch, auch der naive Sohn der Uncultur entwickelt dort, wo er mit dem Meer verschwistert lebt, eine wahre Kunst des Badens, bei welcher in vollen Zügen aller Genuss der Sache geschöpft wird. Berühmt sind in dieser Hinsicht die Polynesier der Südsee; ihre Schwimmspiele in der rauschenden Brandung ihrer Eilande bedeuten gewiss den Gipfelpunkt menschlicher Badelust.

Steht hier eine volle Brandung an, so wird das ein Festtag für jung und alt. Alles läuft zum Strande, um das Reiten der Wogen mit anzusehen. Nur mit dem kunstvoll geschlungenen Lendentuch bekleidet, stürzen sich die herrlich gebauten braunen Gestalten, ihr Schwimmbrett vor sich herschiebend, in die Flut, schwimmen tauchend und den Rückfluss einer großen Welle benützend unter der Brandung durch und kommen im ruhigen Wasser hinter derselben wieder an die Oberfläche. Jetzt gilt es, eine mächtige Welle abzuwarten und, mit kühner Wendung sich zugleich platt auf das Schwimmbrett werfend, den Rücken dieser Welle zu gewinnen. Höher und höher bäumt sich die mächtige Woge, auf ihrem sich neigenden Kamme die lustig rufenden Gestalten in rasender Eile dem Ufer zuführend. Aber im Überstürzen derselben lenkt der kühne Schwimmer auf seinem Brette mit geschickter Wendung zurück und gewinnt die nächste große Welle. Und so währt das gefährliche Spiel fort, ein Bild der höchsten Lust an dem rollenden Element, wie es gewiss in keiner Schwimmschule der Welt anzutreffen ist.

Der Badeeifer des Seemenschen mit den tausend munteren Schwimm- und Taucherkünsten, in denen er sich äußert, erstreckt sich aber stets nur so weit, als die See laulich die menschliche Haut umschmeichelt. Die Meere mit kaltem Wasser erzeugen wohl den wetterfesten

Seemann, aber nicht den kühnen Schwimmer oder lustige Badegeselligkeit. Hier wie auf festem Lande, wo die fließenden Wasser frisch und kalt dahinziehen, ist das Freibad die Ausnahme, welche sich meist im Gefolge des civilisierten Menschen einstellt, der seine Nerven stählen, seinen Körper abhärten will — ein Streben, das der natürliche Zustand nicht kennt. Da führte der Wunsch des Naturmenschen, den angenehmen Reiz des lauen Wassers auf seiner Haut, welchen ihm im Sommer das von der Sonne erwärmte Wasser bot, auch zu anderen Zeiten zu genießen, auf das Kunstbad. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, dass die nördlichen Gebiete überall künstliche Vorkehrungen entwickelt haben, um den Genuss des Bades zu jeder Zeit zugänglich zu haben, wobei die strengere Natur zu mancherlei barbarischen Gelüsten und Paradoxen aufforderte.

Über das ganze Nordland beider Hemisphären ist so die Sitte des sogenannten Dampfbades auch schon bei Stämmen sehr niederer Cultur verbreitet. In der alten nordischen Stube übergoss man den Ofen mit Wasser und verwandelte sie auf diese primitive Art sofort in ein Dampfbad. Später hat man zwar dafür eigene steinerne Stuben eingerichtet, aber dieselben hatten in der Regel noch keine „schön geglättete Wanne“ wie die homerische und auch kein Bassin, sondern man erfüllte einfach mittels Glühsteinen und Wasser — einer uralten Methode — den ganzen Raum mit einem dicken Dampf. Der Städter goss sich dabei ab und zu einen Eimer kalten Wassers über den Leib; auf dem Lande, mit seinen größeren Freiheiten, lief man am Schlusse des Bades ins Freie, um sich in fließendem Wasser unterzutauchen oder sich im Schnee zu wälzen.

Dasselbe etwas bärenmäßige Treiben in der neuen Welt! Wie wir wissen, hatten die civilisierten Nordindianer schon zur Entdeckungszeit dieselbe gesonderte Dampfbadstube: „Schwitzofen“. Es sind Löcher, in den Abhang eines Hügels eingegraben und mit heißen Steinen gefüllt, die von Zeit zu Zeit mit Wasser begossen werden. In diese Dampfgruben kriechen nun die nackten Indianer, um, sobald es ihnen drinnen zu schwül wird, heraus und in ein nahes Flusswasser zu springen, aus dem eisigen Bad wieder in die Schwitzgruben, und so geschieht es abwechselnd einigemal, bis eine Pfeife den etwas urwüchsigen Genuss beschließt.

Eine köstliche Scene in ihrem barbarischen Anstrich ist die, welche Herodot aus der Urzeit unseres Nordens hierüber beibringt: wie die Scythen unter ihrer Filzzeltdecke Hanfsamen auf glühende Steine streuen und der erstickende heiße Rauch und Dampf davon den dunstigen Raum erfüllt, „dass kein hellenisches Schwitzbad darüber gehen dürfte“; die Scythen aber brüllen vor Entzücken und Trunkenheit, triefend von Schweiß: „denn es dient ihnen statt eines Bades, weil sie nämlich ihren Leib überhaupt nicht waschen“.

Was hier unter rohen Lebenskreisen in ungeschlechter und barbarischer Art erscheint, das finden wir in civilisiertem Zuschnitt und in gesitteten Formen, die nicht frei von Raffinement und Verdorbenheit sind, in der ganzen ostasiatischen Culturwelt, zumal in der japanischen Gesellschaft. Jeder Japaner, ob hoch oder niedrig, nimmt womöglich täglich sein warmes Bad zwischen 38° und 45° C., also in unerträglich hoher Temperatur. Der Orientale überhaupt liebt ja solche Hitzbäder und hat dabei die richtige Erfahrung für sich, dass nur das heiße Bad in

heißem Klima Kühlung gewährt. In kaltem oder lauwarmem Wasser badet hier für gewöhnlich niemand, weder der Landmann, welcher doch durch seine Arbeit im schlammigen Reisfelde gewöhnt ist, stundenlang barfuß in solchem zu stehen, noch der Kuli, obgleich er halbnackt die Winterkälte aushält. Nur als — Bußübung oder in Erfüllung eines Gelübdes wird ausnahmsweise ein kaltes Bad genommen. Im Hause dagegen badet der Hausherr bis zum niedrigsten Dienstboten hintereinander im geheizten Kämmerchen; neben dem Hause und nicht selten zur Seite der Straße findet sich die Wanne aufgestellt, in welcher der weibliche Theil des Hauses mit einer paradiesischen Ungeniertheit angesichts der Vorübergehenden badet, und endlich dienen die öffentlichen Badehäuser, deren es in jeder Stadt viele für das Volk gibt, dem Badebedürfnisse.

Der Vorübergehende erkennt sie leicht an dem aus ihnen dringenden Dampf und Lärm, denn diese Anstalten dienen nicht bloß dem eigentlichen Zwecke, sondern auch — wie in aller Welt dieselbe Gelegenheit — der Unterhaltung und Erholung. Es geht ein wenig frei zu an diesen Cultstätten des warmen Wassers; vordem, wo beide Geschlechter untereinander badeten, vielleicht weniger als heute, wo unter dem Einflusse des Europäers eine Bretterwand (allerdings etwas mehr als einen Meter hoch!), Männlein und Weiblein zu trennen, gezogen wurde. Aber das Wasser ist doch ein keusches Element, und das nasse Gepritschel macht den Menschen überhaupt in gewissem Grade zum harmlosen Kinde.

Zur Weltlichkeit der Scenerie eines japanischen Warmbades bildet die so charakteristische indische Badescene den schärfsten Contrast. Hier ist doch das Bad bekannt-

lich religiöse Übung, ein frommer Cult, dem mit Inbrunst vom gläubigen Hindu in jedem Wässerehen, in heiligen Teichen und Flüssen nachgekommen wird. Die Sündenschuld abzuwaschen, die geweihte Reinheit heiliger Wasserläufe in sich aufzunehmen, erscheint dem religiösen Denken hier das Bad halb als grob äußerliche, halb als symbolische Handlung, nicht ohne leisen Anklang an den Bußgedanken, wie wir ihn bereits in Japan constatirten. So ist denn das indische Bad, sei es in geweihten Teichen oder an den Ufern heiliger Ströme, ein eigenthümlicher Gottesdienst: Hunderte von Pilgern, vom Morgengrauen bis zur sinkenden Sonne über die schönen glatten Stufen in das Wasser schreitend, Gebete murmelnd, um dann unterzutauchen, sich unaufhörlich zu beugen und zu neigen und unter stillem Gebetflüstern das heilige Nass über Haupt und Schultern rinnen zu lassen. An den Ufern aber drängt sich stets neu die heilsuchende schreiende Menge, des Augenblickes gewärtig, wo auch sie die Kraft des Sündenbades gläubig versuchen darf. Wer möchte dieser sonderbaren Badegesellschaft spotten oder mit der Lustbarkeit unserer Bäder die freilich alberne Andacht mitten im Wellengemurmel stören?

Wir wissen freilich nichts mehr von solchen Scenerien; aus dem Alterthum, den heiteren Lebenskünsten der antiken Welt herüber haben wir unser Bad einzurichten und zu genießen gelernt. Die strahlende Marmorpracht römischer Bäder, die elegante Geselligkeit, welche sich hier entfaltete, mit allen Verführungen und Lockungen ihrer Scenerie — wir haben alles in unser Leben aufgenommen und preisen die Hitze des Sommers, welcher unsere holden Badesünden entschuldigt. Aber nicht nur dieses engere directe Erbe haben wir in unseren Bade-

freuden angetreten, wir baden heute sozusagen im Namen der ganzen Menschheit, in ihrem Sinne, nach ihren Bedürfnissen allen. Wie der furchtsame Wilde treten wir scheu an das fremde Element, und zögernden Fußes durchschreiten wir die anlaufende Welle; wir theilen mit starkem Arme den Wogenprall und reiten auf den Kämmen, mit der Lust unserer Antipoden; wir büßen schauernd unsere Sünden mit dem kalten Sturzbad, und auf den Meereswellen geschaukelt, vor sich den unendlichen Horizont, die Riesenglocke des Himmels über sich, hat so manche Dichterseele einen Gottesdienst im Meere gefeiert trotz einem gläubigen Hindu. Wir wissen die Kleinfreuden des Dampfes, der Wanne, des Schneebades zu schätzen, wie unsere barbarischen Vetter, aber vor allem vernehmlich schallt uns Mystologen der Natur, wenn wir unsere Bade-reise antreten, der alte Sinnspruch bei den eleusinischen Geheimnissen ins Ohr: „Ans Meer, ihr Mysten!“



Ein Weltversüßer.



Nicht vom Schlaf oder Traum, von der Illusion oder Phantasie ist hier die Rede; weder von den holden Frauen noch von der Liebe oder dem göttlichen Lachen sprechen wir; der Weltversüßer, meine schöne Leserin, den wir citieren, steht in der Zuckerschachtel vor dir auf dem Frühstückstische. In der That, nehmt der Welt jenen weißen Krystall, und ihr habt dem Kinde seine höchste Lust, dem Kaffee- und Theemenschcn — und das sind wir alle — sein unentbehrliches Gewürz, dem Mahle seine ganze Lieblichkeit genommen: die Welt wird düsterer und des Lebens herber Kern saurer.

Der Zucker als Culturmacht, der einer ganzen Welt das Dasein versüßt, hat kürzlich die wohlverdiente Ehre einer umfangreichen wissenschaftlichen Schilderung erfahren. Deutscher Fleiß und Gründlichkeit haben ein dickbändiges Werk über „die Geschichte des Zuckers“*) geliefert, bei welchem die kindliche Begeisterung für seine Süßigkeit, die uns alle aus der Kindheit nachgeht,

*) „Geschichte des Zuckers, seiner Darstellung und Verwendung, seit den ältesten Zeiten bis zum Beginne der Rübenzuckerfabrication.“
Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Dr. E. v. Lippmann, Leipzig 1890.

Pathe gestanden hat. Man kennt das Märchen, wie Hansel und Gretel müde und hungrig zum Zuckerhäuschen im Walde kommen; ach, alles ist da von Zucker, das Dach, die Fenster, der Zaun; aus dem Brunnen rinnt Zuckerwasser und statt des Kieses liegen lauter Zuckerstückchen auf dem Boden. So wird uns fast, indem wir das Zuckerwerk von fünfhundert Seiten durchblättern; ach, alles handelt da von Zucker, wir ertrinken schier im Zuckersafte der Jahrhunderte, dieser Riesenzuckerhut der Geschichte macht uns unendlich schwach im Magen und fad im Kopfe — wenn nicht etwas wäre, was die Wirkung gar sehr bessert: dieser Zucker gährt geistig. Er wirft geistreiche Blasen in Fülle empor. Wie das unscheinbare Rohr, an dem der Barbar lutschte, mit allmählicher riesenhafter Entwicklung des Süßigkeitsverlangens der Menschheit zum universalgeschichtlichen Factor wird, der Häfen und Oceane belebt, goldene Berge aufthürmt, aber auch maßloses menschliches Elend verschuldet; wie seine süßende Kraft die Genüsse der Menschheit vermehrt, hunderterlei Künste hervorzaubert, den Dichter verführt, den Forscher und Denker stachelt — dies genau zu verfolgen, ist der feine geistige Geschmack unseres Zuckerwerkes, der Spiritus, den sich jeder aus dem gährenden Stoffe leicht destillieren mag.

Der Mensch hat wohl nie fleißiger nach Nahrungskörnern als nach Leckerbissen in der Natur herumgesehen. Bedürfnis nach Würze der einförmigen, reizlosen Pflanzennahrung hat überall früh zum Genuss des Salzes wie der süßenden Pflanzensäfte geführt. Wenn die Natur neben dem Honig süße Säfte allerorten darbot, nämlich die zuckerhaltigen Frühlingssäfte der Bäume, der Palme, des Ahorns, der Birke, so gewährte sie den Tropen und

hier wieder einem ihrer begnadetsten Gebiete: Indien, die schöne Gabe des Zuckerrohres. Die Familie der Rohre hat der Menschheit überhaupt höchst wertvolle Geschenke dargeboten, neben dem eben genannten das Schreibrohr, den Papyrus, den praktischen Bambus, den zähen Rotan, nicht zu vergessen das spanische Rohr, so dass für alle Theile unseres Körpers gesorgt ist. Bengalen, die Heimat wildwachsender süßer Rohre und darum das „Zuckerland“ benannt, ist es, dem das Verdienst der Cultivation unseres Zuckerrohres zukommt, ebenso das spätere, unsern Zucker durch Findigkeit und Betriebsamkeit dem Reich des Elementaren entnommen zu haben. Denn als ursprüngliche Verwendung des Zuckerrohres haben wir uns die noch heute vielfach bestehende, etwas barbarische Gewohnheit des Kauens und Aussaugens der Rohrstücke, daneben wohl auch bald das Trinken des ausgepressten Saftes zu denken. Es war wie ein Confect, das frei in der Natur auf dem Stengel wuchs; und nicht etwa bloß für das anspruchslose Volk. Es ist uns die Scene neben vielen ähnlichen aufbehalten, wie ein indischer Prinz mit der jungen Radscha-Frau an einem verführerischen heißen Sommertag im Zuckerrohr sitzt und sie an den süßen Stengeln kauen, die sie sich abgeschnitten; da überrascht sie der Radscha, des Prinzen Bruder, und tödtet beide mit dem Messer, an welchem noch der Zuckersaft des Rohres klebt.

Das Eindicken des Rohrsaftes zur Gewinnung des Zuckers, ein Verfahren, das allererst zwischen dem vierten und sechsten nachchristlichen Jahrhundert aufkam, wird durch den Namen des Zuckers, der sich in allen seinen Formen aus dem Indischen herleitet, für immer als indischer Ruhmestitel erwiesen. Das sanskritische çarkara,

das im Prakrit, dem Volksmund, sich zu sakkara abschliff, ist die Stammform für alle Umbiegungen, welche das Wort Zucker in den europäischen Sprachen erfahren hat. Das persische shekkar, das arabische sukkar vermittelten dabei. Das Product war natürlich noch ein sehr roher, unreiner Zucker, und wie man beim Eindicken des ausgepressten Saftes in ältester Zeit zuwerk gegangen, kann man noch heute in Indien, bei dem unendlich conservativen Charakter der Inder und besonders der indischen Landbevölkerung, beobachten.

Während nun Indien in den Süßigkeiten seines edlen Rohres schwelgt und dort sogar die Elephanten den gährenden, berausenden Zuckersaft saufen, erzählen Reisende und Gelehrte des europäischen Alterthums bis ins erste Mittelalter hinein ihrem aufhorchenden Publicum neben anderen Schätzen Indiens vom Honig eines Schilfes, von dem man nicht recht weiß, wie er entsteht; man fabelt von einem „süßen Salz“, und, wie alles Rare und Kostbare der Fremde, tritt der Zucker zuerst als Heilmittel in den Gesichtskreis der antiken Welt: „man nimmt davon ein Stück von Linsen-, höchstens von Bohnengröße“, wie der berühmte Arzt des Kaisers Heraklius, Paulus Äginata, sagt. Aber schon wandern das fabelhafte Rohr und sein „steinerner Honig“ nach dem Westen. Persien empfängt das wertvolle Geschenk zugleich mit dem Schach und anderen geistigen Gaben etwa im sechsten Jahrhundert; anfänglich noch unter den Schätzen des Königs, neben Seide, Silber und Gold aufgeführt, werden Rohr und Zucker allmählich bekannter, zu einem einheimischen Producte, letzteres ist aber auch dann noch immer selten und kostbar genug, um ausschließlich noch dem medicinischen Gebrauch aufbehalten zu sein. Auf

diesem Boden empfängt die Zuckermasse ihre classisch gewordene Form. Der Zuckerhut mit seiner Kegelform — bei vielen Völkern der verschiedensten Culturstufen zu den mannigfachsten Dingen, für Salz, Tabak, Wein, selbst für Pfeilgift in Gebrauch — geht auf persische Übung zurück und wird so stets ein Wahrzeichen des persischen Capitels in der Geschichte des Zuckers sein, wie sein Name ein Denkmal des indischen Ursprunges ist.

Der Araber nimmt sich, in gewaltigem Ansturm fanatischer Glaubenswut, Persien mit allen seinen Schätzen und Künsten. Darunter ist auch der Zucker, der nun aus der Apotheke in die Küche überwandert. Die Medicin wird nun Naschwerk, das süße Wunder des Zuckers be- rauscht den Khalifenhof, man ruiniert die Gesundheit mit den tausend Kunststücken der Küche, zu welchen der Zucker verführt. Dichter und Dichterlinge setzen sich wie Fliegen auf dies neue süße Thema, und es entsteht jene Zuckerbäckerpoesie, welche den genäschigen Orient nicht gerade ehrt. Mit dem wachsenden Consum Hand in Hand gieng die westliche Ausbreitung des Zuckerrohres und die fortschreitende Verfeinerung in der Herstellung des Zuckers. Ägypten, die alte Heimat und Pflegestätte der Chemie und Alchymie, wird zum ersten Zuckerlieferanten des Khalifats, und von da wandert das Zuckerrohr mit den Arabern über den ganzen Nordrand Afrikas, um bald auch in Spanien und Sicilien europäischen Boden zu betreten.

In Europa, in der mittelalterlichen Welt daselbst, vollzieht sich nun derselbe Aneignungsprocess wie seinerzeit im Orient. Zuerst erwähnen und gebrauchen die Ärzte den Zucker, dann rückt er in die Stelle eines edlen Gewürzes wie Pfeffer oder Zimmt und dient als Gegen-

stand des höchsten Luxus, zu Gnadenerweisungen und Geschenken. Er wird sogar zur Beförderung eines Bittgesuches einem französischen Könige als Geschenk überreicht. Ein Hut feinen Zuckers galt für eine wahrhaft fürstliche Gabe, und Königinnen hinterlassen bei ihrem Tode nebst allerlei Gewürzen und Spezereien auch einige kleine Zuckerhüte als größten Schatz. Im zwölften Jahrhundert beginnt in Frankreich und Italien die Zuckerbäckerei nach orientalischen Recepten und Mustern für den Luxus der Höfe und Reichen zu arbeiten, und ein Jahrhundert später folgt Deutschland, von Venedig aus belehrt, der süßen Mode. Viele ängstliche Gemüther beschäftigte dabei anfänglich die Frage, ob der Genuss des neuen Gewürzes nicht einen Bruch der Fastenzeiten bedeute, und es bedurfte der Autorität keines Geringeren als Thomas' von Aquino, um sie in folgender Weise zu entscheiden: „Obwohl an sich nährend, werden die verzuckerten Gewürze doch nicht mit der Absicht, sich zu nähren, sondern nur behufs besserer Verdauung genossen; sie brechen deshalb die Fasten ebensowenig wie der Genuss irgend einer Arznei.“

Die Welt konnte sich also den Süßigkeiten dieser Arznei unbedenklich überlassen, und der Zucker beginnt aus einem seltenen Luxusartikel zum geschätzten allgemeineren Gebrauchsding herabzusinken. Allerdings findet er bei seiner Verbreitung noch vielfach misstrauische Gegner. Dass er gerade aus den Laboratorien der Apotheker in die Welt hinauswanderte, gereichte ihm nicht zur Empfehlung; man sah ihn vielfach sehr misstrauisch an; die einen behaupten, er erhitze, die anderen, er greife die Brust an, noch andere, er begünstige den Schlagfluss. Und obwohl wieder der Spruch umgeht, der Zucker

bringe niemandem Schaden als dem Geldbeutel, so erklären namentlich die Gelehrten, der Zucker sei kein Nährstoff, sondern ein Gift, und nichts Besseres könnte man thun, als ihn wieder nach Indien zurückschicken. Trotzdem verbreitet er sich in den Haushalten und rückt in demselben Maße zum eigentlichen großen Handelsartikel auf, der die Häfen des Mittelmeeres belebt, das Schicksal ganzer Emporien bestimmt und zu den alten Seewegen neue aufsuchen heißt. Mitten in dieses Aufblühen der Zuckerindustrie fällt die Entdeckung Amerikas und die Überpflanzung des Zuckerrohres in die neue Welt durch die Hand des großen Colon. Welch ein Geschenk! Es vergeht kein volles Jahrhundert, so hat Amerika die Zuckerproduction Europas und des Orients mit seinem Plantagenbau völlig erdrückt. Der goldene Strom ist nach dem Westen abgelenkt, und die Plantagenbesitzer sammeln unerhörte Reichthümer. Aber auch welch ein Danaergeschenk! Es ist durch den Makel der grausamsten Sklaverei in seinem Gefolge für alle Zeiten geschändet. Mit dem Zuckerrohranbau hieng doch bekanntlich die wachsende Einfuhr der Negerclaven, ihre unheilvolle Bedrückung und die Ausartung der Sklaverei in Unmenschlichkeit zusammen, und in diesem Sinne hat auf die Geschichte der Insel wie überhaupt auf die historische Entwicklung und auf die ethnographische Physiognomie Amerikas nichts einen schädlicheren und unheilvolleren Einfluss ausgeübt, als die Verpflanzung des Zuckerrohres, welche den Negerhandel, die Sklavenhaltung und durch diese die Afrikanisierung Haitis, sowie anderer Theile der neuen Welt mit sich brachte.

Indessen das menschliche Bedürfnis ist wie jener indische Götterwagen, der unbarmherzig und zermalmend

über die Menschenleiber auf seinem Wege rollt; der Zuckereonsum wuchs und wuchs, und Afrika lieferte pünktlich dazu seine schwarzen Kinder. Aber die Verwendung des Zuckers hätte trotz seiner wichtigen Rolle bei den Tafelfreuden oder zu Arzneizwecken doch niemals einen so ungeheuren, zunächst nach Hunderttausenden, zuletzt nach Millionen Centnern zählenden Consum ins Leben rufen können, wären demselben nicht im siebzehnten Jahrhundert ganz neue und mächtige Förderer entstanden, die ihm durch völlige Umwandlung der täglichen Gewohnheiten und Sitten fast aller Völker binnen kurzem die weitesten Kreise erschlossen. Der Kaffee, der Thee und die Chocolate — durchwegs Fürsten im Reiche des Bittern — waren es, welche nach der gefüllten Zuckerdose riefen und sie tüchtig zu leeren wussten. Aus einem Object des Luxus und der Heilkunde war damit ein Gegenstand des regelmäßigen und allgemeinen Gebrauches in Palast, Bürgershaus und Hütte geworden; an die Stelle einer kostbaren, schon infolge ihrer geringen Menge nur auserwählten Kreisen zugänglichen Ware trat ein im Großbetriebe erzeugter Massenartikel als Welthandelsproduct. So kommen die Millionenzahlen in die Statistik des Zuckereonsums, und mit stets sinkenden Preisen tritt der Rohrzucker in die letzte Glanzepoche seiner Weltherrschaft.

Mit der napoleonischen Continentsperre kündigt sich dann aber die große Katastrophe an; ein unscheinbarer, doch höchst gefährlicher Concurrent tritt auf, die Zuckerrübe, zunächst für die Zeit der Noth eine dürftige Aushilfe gewährend, aber bald von der Wissenschaft befähigt, die Concurrenz auf Leben und Tod mit dem altherwürdigen Zuckerrohr aufzunehmen. Die Befreiung der

amerikanischen Negersclaven, dieser Knechte des Zuckerrohres, während der Zuckerrübe von der Technik der eiserne Knecht, die Maschine, zur Verfügung gestellt wird, verschiebt endlich die Verhältnisse so zu Ungunsten des aristokratischen Rohrzuckers, dass der Triumph der plebejischen Rübe nicht mehr aufzuhalten ist.

In historischem Sinne ist freilich das Product der Zuckerrübe gar kein Zucker, wenn auch die Chemie haarklein dieselbe Atomzusammensetzung beweist und unsere Zunge die Identität bestätigt. Die große culturgeschichtliche Vergangenheit des Rohrzuckers, seine Stellung in Leben und Genuss, Handel und Wandel, Sinnen und Sagen des Orients und Occidents, seine süßen Verdienste und seine schweren Verschuldungen um die Menschheit gelten nicht von dem geschichtslosen Rübenzucker, diesem stupiden süßen Körper, der jenen beerbt hat, so wenig als der Parvenu, der das Ahnenschloss eines edlen Geschlechtes ersteht, die Ahnen mitkaufen kann. Die Zeit der Zuckerpoesie ist jedenfalls vorbei, seitdem die Rübe die Herrschaft angetreten hat; unter ihrem Zeichen mag man stolze Pavillons in Ausstellungen bauen, Riesenkessel construieren und einen Eiffelthurm aus Zuckerhüten errichten; aber kein Goethe kann mehr einen Vers im Sinne des Spruches aus dem „Westöstlichen Divan“ schreiben, den wir eigentlich diesen Zeilen als Motto hätten vorsetzen mögen:

Thut ein Schilf sich doch hervor,
Welten zu versüßen!
Möge meinem Schreibe-Rohr
Liebliches entfließen.



Das Feuerwerk.



Wenn in lauer, dunkler Sommernacht das urewige Feuerwerk des Sternenhimmels am Firmamente prangt, so dauert es meist nicht lange, bis es von irgend einer Seite zu knallen und zu paffen anfängt und ein irdisches Gewimmel von Sternen in die Finsternis emporschwärmt. Raketen fahren zischend zur Höhe, von einem allgemeinen Ah! der Bewunderung verfolgt, Sonnen strahlen und Räder kreisen, und Licht und Feuer entfalten in bunten, farbenstrahlenden Spielen ihre elementare Schönheit. Vom kleinen bescheidenen Feuerwerkchen im Hausgarten, das die aufgeregte Jugend mit einigem Zagen abbrennt, bis zu den großartigen pyrotechnischen Kunstwerken ergötzen wir uns in festlicher Laune gern an jenen Capriolen des Lichtes und seiner Farben, die im Feuerwerk das Auge reizen und blenden, ohne es in ihrer Flüchtigkeit zu sättigen. Stuver und Consorten gehören in aller Welt zum Festprogramm, die uns die Nacht zu einem fremdartigen Tag voll zauberhaften Lichtes und märchenhafter Sternenspracht verwandeln.

Wie alles im modernen Leben haben auch die blendenden Künste des Feuerwerks eine kaum mehr zu überbietende virtuose Steigerung erfahren. Man verpufft einen

ganzen Himmel mit Sonnen, Monden und Sternen zum Zeitvertreib des Liebchens „Publicum“ in die Luft. Der bescheidene Prunk des einheimischen Künstlers räumt allerlei exotischen Sensationen den Platz, und statt der altüblichen treuherzigen Fronten mit Huldigungsschrift und Porträt paradieren chinesische oder japanische Brillantstücke vor dem jauchzenden und gaffenden Publicum. Das orientalische Feuerwerk wird als das non plus ultra der pyrotechnischen Feerien ausgespielt. In der That ist der Orient in diesem grellen, aber inhaltlosen Augenschmaus der größte Virtuose, wie er überhaupt Erfinder der Sache und unser Lehrmeister darin gewesen ist. Der Orientale besitzt gänzlich jene Geistesleere, welche zum Gaffer befähigt; der eitle Prunk von Licht und Farbe, das magische, aber leere Spiel mit rein sinnlichen Effecten liegt in seinem Geschmack. Wie er überhaupt ein Freund des gefärbten Lichtes ist, erhellt er sich die warme dunkle Tropennacht gern mit bunten Lampen und Lichtern; und als Liebhaber magischer Beleuchtungen ist er auch der classische Feuerwerker geworden und geblieben, welcher seinen Geschmack an der Sache über die ganze Welt zu verbreiten vermocht hat.

Es ist kein Zweifel, dass die europäische Feuerwerkerei von der orientalischen abstammt. Das Feuerwerk ist ein Kind des Schießpulvers; im Orient ist es sogar das Lieblingskind desselben. Der Orient schätzte schöne Raketen höher als gute Kanonen: eine charakteristische Option. Das Abendland macht das Pulver zum Werkzeug seiner Macht, der Orient zum Werkzeug seines Vergnügens. Freilich ist auch wohl im Orient die Vergangenheit des Feuerwerks eine kriegerische. Rakete und Schwärmer und andere Feuerwerkskörper sind eigentlich

als Brandstifter zur Welt gekommen und haben im Brandpfeil der barbarischen Welt ihren Ahnen. Aber sehr frühe schon zweigt hier die Entwicklung zum Lustfeuerwerk von der kriegerischen Verwendung des Kunstfeuers ab, das in der Kriegführung des Abend- und Morgenlandes im Mittelalter bis tief in die Neuzeit keine unwichtige Rolle gespielt hat. Das gefährliche griechische Feuer, das unter dem Wasser brennt, entpuppt sich bald aus einem Mordbrenner zu einem Freudenfeuer, die Brand- oder Signalrakete wird leicht zu einem Dolmetsch der Lust schlechthin und malt sich als feurige Letter der Freude am dunklen Nachthimmel ab. Haben die Wiener wohl je ein schöneres Feuerwerk gesehen als die Signalraketen, die in den Stunden der höchsten Türkennoth vom Kahlenberg stiegen und den nahen Entsatz ankündigten?

So entwickelte sich frühzeitig die schöne Feuerkunst aus der Feuerwerkerei des Ernstes. Einzelne Ansätze davon weist schon das orientalische Alterthum auf, und gegen die Neuzeit herauf hat es der Orient mit seinen geringen theoretischen Kenntnissen und mangelhaften technischen Behelfen trotzdem zu einer solchen Vollendung gebracht, dass noch die heutige Pyrotechnik ihre brillantesten Kunststücke der Feuerwerkerei des Orients zu entlehnen vermag. Wir wissen vom persischen und vom indischen Feuerwerk; wir kennen die großartigen pyrotechnischen Schauspiele aus Hinterindien, und vollends ist China mit Japan als das classische Land des Feuerwerks bekannt, das ein bekannter Reisender als eine einzige große Fabrik von Feuerwerkskörpern bezeichnet hat. Wenn man sieht, wie eng verflochten hier derartige Feuerspiele mit dem täglichen Leben und Treiben des Volkes sind, wie selbst im kleinsten Dorf, das kaum

etwas anderes Essbares als getrocknete Melonenkerne zu verkaufen hat, doch Feuerwerkskörper zu haben sind, so erkennt man hier bald die eigentliche Heimat jenes bunten Zaubers, der dem feineren und geläuterten Geschmack des Abendländers im Grunde doch eigentlich widersteht.

Der älteste Freund und Pfleger des Feuerwerks ist Indien. Noch erinnert uns der Name eines der beliebtesten Feuerwerkskörper an seine indische Heimat — das „bengalische Licht“ mit seiner magischen und phantastischen Beleuchtung der Dinge. Es ist sozusagen aus dem Kern des indischen Geschmacks heraus erfunden, der den Dingen stets einen anderen, grelleren und effectvolleren Schein gibt, als sie haben. Schon der Dichter Kālidāsa besingt es, wie es zu Leuchtkugeln und magischem Feuerwerk dient, und die indische Dramatik hat wenigstens in der Phantasie von den Feerien des kunstvollsten Feuerwerks trotz einem modernen Ausstattungsballette Gebrauch gemacht.

Es ist der stereotype und prächtigste Schmuck der Feste, und zur Verherrlichung seiner Gottheiten brennt der Heide gern einen Schwarm sprühender Raketen ab, die ja dem Göttersitz huldigend zuzustreben scheinen. Feuerwerk am Wasser ist doppelt schön, das wusste auch der Inder schon längst. Auf seinen heiligen Flüssen, vorab der Gangā, entzündet er sich denn auch am liebsten solch ein feuriges Schauspiel. Während auf dem Wasserspiegel unzählige Schiffchen, mit Lichtern und Blumen geschmückt, herumgaukeln, schwärmen von Leuchtbooten Raketen in die Luft, spielen brennende Sonnen und Mühlen dazwischen, alles gespiegelt in der funkenübersäten Flut. Anerkennenswert wie der Geschmack ist die Verwegenheit des indischen Feuerwerkers; allerdings fliegt er ja direct in

den Himmel Vishnu's auf, wenn ihm mit seinen Feuern und Bränden zufällig etwas Menschliches passieren sollte.

Ähnliche großartige Feuerwerkproductionen verherrlichen die großen Tempelfeste in Hinterindien. Sie werden selbst am Tage abgebrannt, wie es für den ganzen Orient bezeichnend ist, dass er durchaus nicht die Nacht abwartet, um seinen Licht- und Feuerzauber loszulassen. Bei diesen Festlichkeiten erscheint alles in größtem Maßstabe.

Als Raketenstangen verwendet man ganze hohle Baumstämme in der Länge von 6—8 Fuß und von 2 bis 3 Fuß im Umfang. Sie fliegen in gewaltiger Explosion zu außerordentlicher Höhe empor und zerstreuen oben eine unendliche Mannigfaltigkeit von Feuerbündeln; die Zuseher müssen nur dabei acht haben, dass sie von den herabstürzenden Feuerstöcken nicht erschlagen werden! So groteske Dimensionen nimmt die Feuerwerkslust des Orientalen an, wenn wir uns Ostasien, dem Herd und Mittelpunkt der morgenländischen Pyrotechnik, nähern.

In China ist die Feuerwerkerei geradezu eine National-sache, fast wäre man versucht zu sagen, ein National-laster geworden. Die Chinesen sind große Verehrer des Schießpulvers, das sie ja bekanntlich auch erfunden haben. Aber sie nützten es mehr zum Brennen als zum Schießen, sie machten es zum Diener des Vergnügens statt des blutigen Ernstes. Schwärmer stehen bei ihnen in höherer Achtung als Flinten. Für ein bisschen Feuerwerk gibt der Chinese leicht alle anderen Genüsse hin. Es ist die Hauptbelustigung der Lebendigen wie der Todten. Der Todten buchstäblich, denn die Abgeschiedenen zu ergötzen, brennt man im Tempel Feuerwerkskörper, vorzüglich Schwärmer, ab, welche von den Bonzen mit den anderen frommen

Siebensachen feilgehalten werden. Mit Feuerwerk verherrlicht man im himmlischen Reich Geburten wie Begräbnisse, große Staatsempfänge wie freundschaftliche Zusammenkünfte; Musik und Theater erhalten erst durch die Künste des Feuerwerkers ihre Würze und Weihe. In Städten wie in Dörfern kann man gewiss zu allen Stunden des Tages und der Nacht Raketen steigen und Schwärmer knallen hören, worüber die europäischen Reisenden nicht immer sehr erbaut schreiben. Entsprechend dieser übermäßigen Beliebtheit ist das chinesische Feuerwerk auch vollendet ausgebildet, freilich in groteskchinesischem Stil, was den guten Eindruck der imposanten aufgewendeten Mittel manchmal schädigt. Wenige Andeutungen müssen hier bei einem Gegenstand genügen, der mehr als jeder andere rein nur mit sinnlichen Augen aufgenommen werden kann.

So sind neben dem gewöhnlichen Apparat als chinesische Specialitäten die Kolossalbilder von Drachen, seltsamen Thieren oder Göttergestalten zu nennen, aus deren Mund, Ohren und Augen fortwährender Feuerregen rauscht.

Man hat hier Fische, Enten, Schiffe, welche in glühenden Farben auf der Oberfläche des Wassers schweben. Man fertigt Trommeln, welche eine Menge zusammengefalteter und dermaßen geordneter Figuren enthalten, dass eine nach der anderen herausdringt und während des Abbrennens der im Cylinder enthaltenen Feuerräder, Feuerströme und Schwärmer in schwebender Bewegung erhalten wird. Fliegende Sonnen und rauschende Feuerzüge, große Schwärmerbündel, die an Bambusstöcken hängen, und Trauben von Leuchtkugeln, kurzum alle Prunkstücke der Feuerwerkerei sind hier vertreten, so

dass es begreiflich wird, wie unsere Pyrotechniker hier noch heute manche effectvolle Bereicherung ihres Programmes gewinnen können. Der Chinese ist ja in allen solchen kunstvollen Spielereien Meister, und seine bizarre und groteske Phantasie reicht gerade aus, um derartige Zaubereien aus Feuer und Farben zusammensetzen.

Wenn wir nun heute noch unmittelbare Anlehen aus dem blendenden Kreis dieser Kunststücke machen, so haben ebenso die vergangenen Jahrhunderte hindurch Übertragungen dieser effectvollen Spielereien nach Europa stattgefunden.

Wann und wie sich diese Aneignung vollzogen hat, ist im genaueren nicht bekannt, auch ohne besonderes Interesse. Sicher ist, dass sich Europa erst geraume Zeit nach Erfindung des Schießpulvers mit einigem Eifer auf die schöne Feuerwerkerei verlegt — nach dem Geschmack und Beispiel des Orients, der hier wie in so vielen anderen Dingen der *maitre de plaisir* des Abendlandes war. In Ausübung dieser neuartigen Spielereien hatte Europa überdies seine Chemie, seine Scheide- und Mischkünste mit Tiegel und Retorte vor dem Orient voraus. Man kannte hier besser alle die geheimen Kräfte der Salze und Erden, und bereicherte so die Feuerwerkerei in ungeahnter Weise. Das Feuerwerk geht derart anfänglich aus der chemischen Küche hervor, bis es mit seiner größeren Verbreitung und Beliebtheit flott wird und ein eigenes Gewerbe hervorruft. Es ist ein eigenes Ding mit dieser Beschäftigung. Ist es nicht Kunst, so ist es doch Passion. Der Feuerwerker des vorigen Jahrhunderts ist es fast durchwegs aus Passion, in den Augen der Menge ein halber Zauberer und Schwarzkünstler, kein ganz ehrlich Volk, das Hände und Beine zwischen seinen Feuern riskiert, aber darum doch immer

von einem gewissen Nimbus umgeben scheint. Dieser Feuerwerker ist mit dem nüchternen Fabriksbetrieb der heutigen Zeit freilich ausgestorben; als letzter Rest des Persönlichen dieser Kunst blieb der klingende Name, mit dem sich die Feuerwerkproduction überall noch immer empfiehlt.



Das Fahrrad.



An den Anfängen der menschlichen Civilisation steht eine Erfindung, wie sie größer und einfacher kaum jemals gemacht worden ist. Es ist das Rad, das auf dem Boden rollt. Seit den Wundertagen der grauen Vorzeit, wo der Mensch das Aufrechtgehen gelernt hat, ist keine Art der Fortbewegung von so unermesslicher Bedeutung für die Menschheit geworden, als das Rollen des Rades. Nur das schwimmende Schiff ist sein würdiges Gegenstück. Beide zusammen sind die Vehikel der Menschheit geworden von der Uncultur zur Cultur, von der Austernexistenz des Urmenschen zur Allbeweglichkeit der Gegenwart, die im Zeichen des Verkehrs steht.

Ein Wunderwerk höchster Kunst schien das Rad den Zeiten, die seiner Erfindung noch nahe standen. Und in der That ist der feste Kreis, der da abrollt, mit seinen Speichen, „von denen keine die letzte ist“, wie der vedische Sänger staunend sang, ein Wunder einfachster Mechanik. Die tausendjährige Entwicklung unseres Verkehrs hat daran gearbeitet, aus dieser einfachen Maschine herauszubringen, was Großes in ihr lag. Auf schwerbeladenem Zeltwagen der Nomaden, der ächzend und knarrend durch die Steppe zog, vollzogen sich die Völker-

wanderungen und Schiebungen der Urzeit, die ganzen Ländern ihre Bevölkerung gaben. Handel und Verkehr rollen durch Jahrtausende auf schwerfälligen Rädern über Berg und Thal, bis der allgewaltige Dampf das kreisende Rad beflügelt. Schnaubende Locomotiven, rassende Eilzüge wachsen jetzt aus der einfachen Erfindung der Urzeit hervor und bringen die Menschheit in eine nie geahnte Bewegung. Aber noch hatte die Urmaschine, nach all dem Großen, zu dem sie schon ausgewachsen war, eine Form übrig, in der sie der Menschheit ihr eigenstes Wesen am reinsten überlieferte. Es war das Fahrrad, das uns in das eigentliche Erbe des technischen Grundgedankens, der im Rad verkörpert ist, erst voll einsetzte. Dieses jüngste und letzte Räderwerk, das auf dem Boden rollt, ist auch der echtste Sprosse des Radgeschlechtes, reines Vollblut neben den nützlichen schweren Ackergäulen von Locomotive oder Omnibus, der Urgedanke des Rades in feinsten Zuspitzung.

Die Bewegung, welche das Zweirad in die civilisierte Menschheit gebracht hat, ist heute schon ungeheuer und wird immer unübersehbarer. Sie ist, obwohl in ganz anderem Sinne, nur mit der riesenhaften Verkehrsentfesselung zu vergleichen, welche das Eisenbahnwesen gebracht hat. Aber hat dieses die Massen unendlich beweglicher gemacht, hat es die großen Fernen verknüpft und die langen Linien bevölkert, so ist es die großartigste Steigerung der individuellen Beweglichkeit, die vom Fahrrad ausgeht. In die ungeheuren, zahllosen Maschen des collectivistischen Verkehrs bringt es die ungebundene Circulation der Individuen, welche die verödeten Zwischen- und Nebenstraßen beleben mit flüchtigen Schwärmen, die allerorten durcheinanderstreben, die weiten Maschen

des Massenverkehrs ausfüllend und überall Bewegung schaffend, wo früher Ruhe und Festkleben war. Die Emancipation des Individuums von dem schwerfälligen Gemeinverkehr durch das Fahrrad, die neugewährte Bewegungsfreiheit der Person, ja ihre Beflügelung durch die verführerische Leichtigkeit und Anmuth des Rades ist ein Culturfortschritt von unübersehbarer Tragweite; und wenn man die wichtigste Errungenschaft, welche dem Individuum als solchem das letzte Vierteljahrhundert in irgend einer Art gebracht hat, bezeichnen sollte, so kann man wohl an nichts anderes denken, als an das Fahrrad. Die erstaunliche Statistik des Rades allein beweist das zur Genüge.

Die außerordentliche Beweglichkeit, welche das moderne Individuum durch das Rad gewonnen hat, kommt ihm — ganz von außen besehen — in zweierlei Art zugute: für sein Geschäft und für sein Vergnügen. Es hilft in ausgiebigster Art die Zeit zu ersparen, es kürzt die Distanzen weit mehr als Ross und Wagen, ist immer zur Hand, und endlich kostet diese Equipage keinen Heller Fahrgeld. Das sind nur einige Momente seiner praktischen Bedeutsamkeit. Im Grunde genommen weiß aber jeder Radfahrer, dass das Radfahren immer, auch wenn es im Geschäft geschieht, zum Vergnügen wird und Genusswert hat. Die materiellen Vortheile, die das Rad gewährt, werden natürlich gern mit in den Kauf genommen; aber sie sind gewiss nicht die Hauptsache und würden allein für sich das Radfahren niemals so in Schwung gebracht haben. Die Hauptsache ist der Genusswert des Fahrens. Im eigenen Sattel sitzen, Herr sein über seinen flüchtigen Weg, über die Geschwindigkeit des Windes gebieten und mit einer Hand breit Pfades

zufrieden sein — das ist der Zauber, das ist die Verführung des Rades. Eine rüstige Turnerei, die den unmittelbarsten Zweck verfolgt, Kraftentfaltung, die sich sofort belohnt sieht, ein Spiel, dessen Lust mit dem vernünftigsten Zweck von der Welt niederkommt . . . Und alles beim einzelnen stehend, in seine Willkür gegeben, Weg und Ziel, Anfang und Ende, Rast oder Eile. Das Rad: die Freiheit des Individuums in der Sphäre des Verkehrs.

Diese Bewegungsform nun, welche uns in einziger Weise zum Herrn über uns einsetzt und uns damit gleichsam zum Vogel macht, wie kommt sie dem menschlichen Wunsch entgegen, der stets wie über die zeitliche, so auch die räumliche Gegenwart hinausstrebt! Die Raumdistanz ist der ewige Feind des Menschen, der unablässig überwunden wird. Unaufhörlich weckt sie seinen Wunsch in die Weite, in die Ferne links und rechts. Mit den Vögeln möchte er fliegen, mit den Wolken ziehen, mit dem Reiter eilen. Dort blaut, den Horizont umsäumend, in der Ferne das Gebirge. Dort, verschwimmend in feinem Duft, blitzt der Strom und glänzt der See. Ein weißes Schlösschen, eine Kirchthurmnadel winken und locken. Nun, ein gutes Stück erfüllter Sehnsucht liegt im Fahrrad. Niemals noch war der Zug ins Freie, in die blauende Welt so allgemein, so weitstrebend, wie heute durch die Verbreitung des Rades. Es vollzieht sich hier eine Steigerung und zugleich eine Modification des Naturgenusses der Menschen, die unsere volle Beachtung verdient. Der Wandertrieb ist mächtig wie nie; die Menschheit ist nicht mehr so sesshaft und klebt längst nicht mehr bei ihrem Vergnügen auf dem bequemen Faulpolster der Ruhe. Nie war die freie Landschaft so bevölkert vom

Schwarm der Städter und das Vergnügen, wie es zwischen den vier Wänden sprießt, so entwertet und von der Kundschaft im Stiche gelassen, wie heute in der Ära des Fahrrades. Aber auch Berg und Wald, der steile Pfad auf die Gipfel und der blumige Wiesenweg haben viel von ihrer Kundschaft verloren. Die alte staubige Landstraße, der vergessene und verödete Weg in der Ebene kommen wieder zu Ehren und bevölkern sich mit Scharen flüchtiger Gäste. Wir hatten längst vergessen, wie es auf der weißen Straße draußen aussieht, wo uns die Bergkette weit und fern zur Linken oder zur Rechten begleitet, wo die alten Pappeln stehen und die schweren Gäule vor dem Planwagen trotten. Die schöne ebene Straße, sie ist wieder für uns da, und selbst ihre Monotonie wird durch die Hurligkeit des Rades zur Kurzweil.

Hier rühre ich an die Grundthatsache in der Ästhetik des Fahrrades. Der flüchtige Blick, die Raschheit des Wechsels, die Flucht der Momentbilder im raschen Flug auf dem rollenden Rad, während das Auge unablässig die Bahn controliert: diese neue Art zu schauen bedingt gewissermaßen auch eine neue Ästhetik. Das Weltbild zu Rad ist ein anderes als im Auge des Ruhenden, der sich in jedem Blicke sättigen mag. Ich möchte glauben, dass die Momentphotographie des Radfahrerauges der modernen Art, dem nervösen Geiste der Zeit völlig entspricht. Beschaulichkeit, Versenkung — nichts könnte unzeitgemäßer sein. Wir nehmen überall am liebsten nur ein paar Augen voll, aber das herzlich. So macht es der Radfahrer. Der rasche Coulissenwechsel ist es gerade, der entzückt. Es ist wie mit dem Theater im Verhältnis zur Wirklichkeit. Wie das Drama die Begebenheiten des Lebens zusammendrängt, seine Nichtigkeiten unter den

Tisch wirft, die Ereignisse von Jahren in wenige Stunden bannt, so gedrängt wird das Schauen zu Rad: die langen Veduten werden zu eiligen Blicken, überall flinker Scenenwechsel und rasche Actschlüsse.

Elementarer noch als die Genüsse durchs Auge, die dem Radfahrer zutheil werden, sind die Lustempfindungen des Fahrens selbst. Wir werden mit unserem ganzen Leib zum Spielzeug, an dem wir die Wonne der Bewegung spüren. Die Überwindung der lastenden Trägheit, bis zur Schnelligkeit des Fluges gesteigert, wird zum Hochgenuss und gewährt die Illusion völligen Befreitseins von aller Erdschwere.

Dazu verhilft vor allem auch die vielverklagte Lautlosigkeit der Bewegung. Geräuschlos wie der Flug des Vogels soll und muss das Rad rollen; das leichte Summen der wirbelnden Speichen sei seine einzige Musik. Würden wir, die wir den Lärm hassen und fürchten wie nichts, einer rasselnden Maschine uns anvertrauen, die polternd und keuchend mit uns ihres Weges liefe? Nein, die absolute Geräuschlosigkeit des Rades ist, so sehr sie Gefahren birgt, doch die Grundbedingung seines Gebrauches.

Auf dem Rade erhält Jeder Künstlerblut; der geschwellte Wille zum Leben, jene früher beschriebene elementare Lust der Bewegung, — alle Sorgen und Kümernisse des Ich hinter sich geworfen: es ist der ästhetische Zustand in seinen Grundvoraussetzungen. Dazu kommt noch Folgendes: man erinnert sich zu Rad immer der eigenen Fußgängerei dahin und dorthin; nun auf dem flinken Stahlrösslein kommt man sich vor wie geadelt, wie ein Graf, der mit Vieren fährt: die Empfindung der ungewohnten Schnelligkeit setzt sich in ein Gefühl socialen Vorrangs um. Aber auch die Bemerkung sei nicht

unterdrückt, wenn von dem ästhetischen Zustand des Radfahrers geredet wurde: auch der Circusmensch in jedermann wird durch das Rad in ergötzlicher Weise herausgelockt, und fast alle, denen die Absicht einer Schaustellung ihrer Person sonst gänzlich fernliegen würde, auf dem Rade sind sie nicht ganz frei von jeder Ostentation.

Eine wichtige und ernste Sache ist aber noch vom Radfahren zu sagen: es ist eine gründliche und strenge Schule der Selbstzucht und der Geistesgegenwart des Individuums. Die unablässige Controle, die es erfordert, die rasche und oft plötzliche Entschlussfähigkeit, die es verlangt, die Aufstachelung unserer Energie und Ausdauer in der Ausübung dieses Sports ist ein Seelenarcanum sondergleichen. Bedenken wir, wie breite Schichten der Menschheit heute zu den Radfahrern gehören, so müssen wir ein moralisches Gesamtergebnis dieser Willensübung und Willensstärkung durch das Rad voraussehen, das im seelischen Habitus der modernen Gesellschaft und ihrer leiblichen Zukunft sich aufs deutlichste ankündigt muss.

So hätten wir um die Wette mit anderen Dankbaren, die uns einen Schopenhauer oder Rembrandt als Erzieher preisen, auch mit einigem Recht über diese Zeilen den Titel setzen können: „Das Fahrrad als Erzieher.“



Vom Kinderspielzeug.



Im allgemeinen Vorwärtsdrängen unserer Cultur ist es immer ein beruhigender Gedanke gewesen: unsere Kinderwelt wenigstens ist ein rückständiges Element. Hat uns Große schon einmal der Neuheitsteufel beim Schopf, die Kinderseelen sind noch nicht ergriffen von der Aufregung der Modernität. Sie sind noch alterthümliche Wesen mit richtigen und deutlichen Instincten, wie es sich gehört; sind noch Illusionisten und haben die köstliche Sicherheit und Frische von jungen Katzen oder Vögelchen. Das große Kraftcapital, mit einem Worte gesagt, von dem die Zukunft leben soll, ist in unseren Kindern noch unverbraucht und unversehrt vorhanden.

Ich glaube, wir haben uns jetzt mehr und mehr der schweren Schuld anzuklagen, dass wir auch unsere Zukunft, die Kinderseele, in den Strudel ziehen, von dem wir uns selbst treiben lassen. Durch die Schule, der wir das zarte Kind immer früher und gründlicher überantworten, durch die Lebensweise, welche nicht immer den so nöthigen Sicherheitscordon um die Kinderwelt zieht, durch das Spiel zumal — die Kindheit ist doch vor allem die Spielzeit — dringt die aufreibende Umartung des modernen Menschen in verhängnisvoller Weise auch

in die Kinderwelt ein. Es gibt keine Kinder mehr! Dieser fast schon todtgehetzte Scherz droht im Grunde mit einem fatalen und bösen Ernst, wenn wir jene drei so mächtigen Factoren wie auf Verabredung bemüht sehen, die Jugend immer mehr zu entkindlichen, die Kinderseele immer mehr zu einer Taschenausgabe der Erwachsenen zu machen. Die Schule — nun, ich habe manches gegen sie auf dem Herzen, aber nicht davon will ich heute reden; auch nicht von der Achtlosigkeit und Gedankenlosigkeit, mit der wir unsere Kinder mehr und mehr zu Theilnehmern unserer eigenen Lebensweise machen, um sie damit um ihre beste Unschuld, ihre eigensten Genüsse und Begehrungen zu bringen. Ich rede heute von den Kinderspielsachen, welche wir modernen Menschen ersinnen, erzeugen, kaufen und auf die kleinen Seelen loslassen; ich rede von der künstlichen Welt der Illusion und der Anregung, in die wir unsere Kleinen hineinsetzen; ich rede von dem Verderb der Kinderseele, den wir liebend und freigebig genug betreiben.

Das Kind ist kein Puppenformat des Erwachsenen, ist nicht etwa ein kleiner Mann oder eine kleine Frau, sondern es ist ein gänzlich anderes, es ist — ein Kind. Es ist die Raupe, aus der sich der Schmetterling einer Menschenseele erst zu bilden hat.

Die Arbeit des Kindes ist das Spiel. Hier ist die heitere große Schule, in der es allmählich über seine leiblichen und geistigen Kräfte Herr wird. Jedes Innewerden einer schlummernden Fähigkeit, jede Erweckung eines Triebes durch das Spiel ist die unerschöpfliche Lust der Kinderseele. Alle Dinge, an welchen sich das Kind übt, welche seine kleinen Kräfte zur Bethätigung anregen, sind seine natürlichen Spielsachen. Und seine

Illusionskraft, welche dem kleinen Geiste die nichtigsten Dinge genießbar, ja zu völligen Köstlichkeiten macht, ist dem Kinde sicherlich zu dem Zwecke eigen, um es andauernd im Spielen zu erhalten und so allseitig zu schulen: gerade wie diese Illusionskraft, auf einer späteren Entwicklungsstufe, als künstlerische Illusionierung die Einübung und Erhaltung der Erwachsenen im vollen Menschenthum bedeutet, das uns specialierten Arbeitswesen sonst leicht abhanden kommen müßte.

Ein wirkliches Kinderspielzeug ist also dasjenige, das die kindlichen Seelenkräfte in Thätigkeit bringt, das den Kindessinn reizt, zu improvisieren, zu erfinden, das seine kindischen Instincte hervorlockt und befriedigt. So haben es in der That auch ungezählte Generationen von Eltern verstanden, welche einsahen, dass man mit den Spielsachen zu den Kindern hinabsteigen, nicht sie damit zu sich heraufziehen müsse; welche mit Recht Wert darauf legten, das Kindergemüth bescheiden und anspruchslos zu erhalten und sie nicht künstlich auf hundert Dinge zu bringen, die im Grunde genommen dem kindlichen Interesse völlig fernliegen. Es gibt so, als gute Tradition, eine Anzahl altbewährter Spielsachen, an denen jedes Baby, an welchen jeder brave Junge und jedes hübsche Mädchen bisher unfehlbar ihr Entzücken gehabt haben. Viele Kinder — die glücklicheren — haben nur dieses typische, einfache Spielzeug besessen und damit eine fröhliche Jugend voll Empfänglichkeit und Dankbarkeit gehabt. Aber anderen hat man leider — reicher bescheert. Für andere hat unsere Industrie stets ihre „neuesten“, immer kostbareren, immer raffinierteren Einfälle und Erfindungen geliefert. Der Luxus unserer neueren Spielwaren hat das moderne Kind in die ganze umfangreiche

Welt des Erwachsenen — nur in jedem Stück auf das Puppenmaß reducirt — hineingestellt. Es ist wirklich zu einer völlig affenmäßigen Copie aller Dinge der Wirklichkeit ins Kleine gekommen, so dass der Weg aus der Kinderstube ins Leben, was seine Äußerlichkeiten betrifft, gar keine rechten Überraschungen mehr bringen kann. Die haben ihre kleinen Eisenbahnen, mit Bahnhof und allen Objecten, bis auf den letzten Wechsel herunter; die haben ihre Dampfmaschinen und elektrischen Motoren, ihre Post- und Telegraphenbureaux, ihre kleinen eleganten Bäder mit Douche und heizbaren Wannen, unseren Waffenkasten und unsere Arsenale, sie haben unsere Opernhäuser und unsere Tanzsäle: kurzum, diese Knirpse haben uns mit Haut und Haar in ihren kleinen Händen, und der ganze weitläufige Culturapparat der modernen Welt ist hier dem Vorwitz seiner unmündigen Erben ausgeliefert.

Es wird manchen geben, der das ganz in der Ordnung findet. Das Kindesalter hat doch seine nachahmenden Instincte, und das moderne Kind kann als solches doch nicht in der Sphäre des Bauern vor hundert Jahren bleiben, sondern muss sein Vorbild in uns und unserer Cultur haben. Es muss früh in unser fortgeschrittenes Leben hineinwachsen, es muss sich spielend schon in dem schneidigeren Klima der modernen Seele acclimatisieren. Dazu eben geben wir ihm das raffiniertere Spielzeug in die Hand. Wir wollen die kindliche Blödigkeit stacheln, wir wollen die leeren Köpfehen mit den nothwendigen Anschauungen aus unserer Umgebung sättigen und nicht aus irgend einem Wolkenkuckucksheim der Romantik. Unsere Kinder müssen Kinder fin de siècle sein, damit es dann nicht ein halsbrecherischer Sprung sei, den sie ins wirkliche Leben zu thun haben.

Wenn wirklich solche Principien hinter dem modernen Spielzeug walteten, es gäbe dann in der That nicht viel dagegen einzuwenden. Zwar die Einverleibung des Fortschrittes geht nicht so einfach und rasch von statten, und die Natur ist zum Glück viel rückständiger als die Cultur: es kommen immer dieselben Kinder zur Welt, immer wieder Kinder, nur Kinder! Was können einige Jahrzehnte gegen den von Jahrtausenden geprägten Charakter der Kinderseele? Aber schließlich, es sind doch unsere Kinder, und wenn sie durch ihre Spiele und Unterhaltungen Cultur bekommen, so soll es doch auch ein bisschen nützliche Cultur von heute sein. Darum schelte man uns die hundert hübschen Sachen nicht, in denen das Culturinventar der Zeit für die Kinderstube abgezogen, für die Kinderseele sublimiert ist!

Dennoch steckt fast in all diesem modernen Spielzeug ein großer Irrthum, ein arges Missverständnis wie ein dicker Wurm. Es wäre schon recht, die kindlichen Kräfte und Instincte im Hinblick auf das Heute auch im Spiele zu schulen und zu üben. Aber die Mittel müssen auch angreifen: das Spielzeug muss etwas sein, mit dem sich wirklich spielen lässt. Unser modernes Spielzeug ist gewiss charmant, präcis, eine wahre Augenweide und Gehirnfreude, selbst für die Erwachsenen: nur kann man damit nicht spielen. Spielen heißt: seine Kräfte und Instincte wirklich gebrauchen, mit Heiterkeit und Lust als Lohn. Aber diese wunderbaren Spielsachen von heute, die spielen sich von selbst, und das Kind hat gar nichts zu thun als zuzusehen. Die Herrlichkeit ist überall schon fix und fertig: die Bahnzüge rennen auf und nieder, die Motore drehen sich endlos, das Dampfschiff schaufelt sich richtig durch die Kinderwanne: überall dumme Mechanik

und nach kurzer Lust — Langeweile. Das Kind ist fürs bloße Zusehen nicht sehr eingenommen. Der erhabene Standpunkt des Kibitzes ist nicht der seine, und es malträtirt sein Spielzeug am liebsten eigenhändig. Dies Bedürfnis liegt tief in der menschlichen Natur: die Lust am Ursachsein ist wahrhaft grenzenlos. Sie ist viel größer als die Lust am Erkennen der Ursachen, die ebenso wie die erstere die Seele aller wahren Spiele ist. Aber beiderlei Lust versagt an der Abgeschmacktheit der meisten der heutigen Erfindungen für die Kinderstube. Die geben weder dem Kopf noch den Händchen des Kindes etwas zu thun: auf das Aufziehen eines Uhrwerkes läuft es in den meisten Fällen hinaus. Das Kind selbst hat dabei ausgespielt. Und wo selbst noch auf die Mitwirkung des kleinen Spielbesitzers reflectiert wird: es ist ein mechanisches Vollziehen von umständlichen Anweisungen, das seine Spielfreude ausmachen soll! O über die Ödigkeit dieser furchtbaren, geräumigen Schachteln, aus denen ein Hochofen, eine Sandmühle oder sonst ein unwahrscheinliches Etablissement mit Hilfe bezifferter Pläne in grauen Viertelstunden aufgebaut werden kann! Diese Mechanik, dieser Schachtelgeist, als die Seele vieler neuer Spiele, ist der wahre Tod des kindlichen Spielgeistes.

Und nun die Welt der Illusionen, zu welcher das moderne Spielzeug Schlüssel und Anregung gibt! Man hat mir jüngst ein neues Spiel gerühmt, es war gewiss nicht das schlechteste in seiner Art: das Postbureau des Kindes. Alle Drucksorten der Briefpost in Liliputmaßstab: die Stampiglie, der Postbeutel, nichts war vergessen. Das Kind spielt Postabfertigung. Die Illusionierung zum Postofficial: seltsamer Traum des Kindes! Ein solcher Geist

oder vielmehr Ungeist waltet nun aber wieder in recht vielen dieser neupädagogischen Einfälle unserer Spielwarenindustrie. Das Bildungsphilisterium des Kindes, hier ist es in aller Platttheit proclamiert. Diese magere, verhungerte Welt der Illusion, die hier geboten wird: ich weiß des Erbarmens und der Verwunderung kein Ende, wenn ich an die echten Träumereien und Wünsche der unverkrüppelten Kinderseele denke. Die Kindesphantasie schwelgt, wie die Poesie, im Allgemeinen und Unbestimmten! Sie hat es mit den Herrlichkeiten dieser Welt, mit Prinzen und Helden, nicht mit Maschinisten zu thun. Zum mindesten ist sie ein kleiner Proteus, der sich in allen Verwandlungen gefällt. Sie in die Bestimmtheiten des Alltags hereinzuzwingen, ihr die Bleiklötzchen der prosaischesten Vorstellungen anzuhängen, wie dies durch so viele Spielsachen geschieht, die so unangenehm nach der Schulstube riechen: das mag zwar zeitgemäß sein, ist aber vergeblich und dadurch auch keine kleine Grausamkeit: denn es heißt dem Kinde einen Stein statt des so nöthigen Brotes geben.

Ein Wörtchen noch von einer anderen Modernität, die in den Spielsachen vom Tage überhand nimmt. Es ist der Journalismus, der seinen Einzug auch in diese kleine Welt unbestimmter Herrlichkeit hält. Die Tagesmode, die Tagesereignisse werfen ihre Reflexe auch in das Kinderspiel mit seiner einstigen schönen Unzeitgemäßheit. Das Kind lebt in ungeschichtlicher Zeit; es ist ein kleiner Urmensch, sein Leben und Geist ist prähistorisch. Ihm ist alles noch wie im Paradiese, da die Thiere und Pflanzen noch keine Namen hatten. Die Knaben spielen Krieg schlechthin, und die kleinen Mädchen Herzen mütterlich immer dasselbe Püppchen. Die Spiel-

stube von heute wird aber zu einem kleinen Cursus der Zeitgeschichte umgewandelt: von den Aschantibébés bis zur Lydditkanone der Engländer vor Ladysmith haben wir die Local- und Zeitchronik ins Puppenformat transformiert. Wie oft ist Nansens Nordpolfahrt in ein Kinderspiel mit Würfeln herabgewürdigt worden? Wenn es auch kaum mehr ist als ein dreister Missbrauch von Namen: den Kindern wenigstens sollte es noch herzlich gleichgiltig bleiben, was Thörichtes da draußen in der großen thörichten Welt passiert.

Im ganzen lässt sich also sicherlich ohne Ungerechtigkeit sagen, dass der Erfindungsgeist in den Kinderspielen unserer Zeit nicht auf der Höhe unserer Kinderliebe stehe. Ich zweifle, dass es Kenner der Kinderseele sind, denen der Markt seine Bedürfnisse nach Neuigkeiten auf diesem ebenso anmuthigen als verantwortlichen Gebiete zu befriedigen überlässt. Sicherlich ist es für einen großen ernsthaften Menschen nicht leicht, hier mit Glück erfinderisch zu sein. Eine Quelle aber ist gewiss noch lange nicht nach Wünschbarkeit ausgeschöpft. Es ist das exotische Spielzeug, vorab das Spielzeug der Chinesen und Japaner. Große Kinderfreunde, wie diese Völker sind, in gewissem Sinne alte große Kinder selbst, haben sie eine Unmenge reizender Schnurren und hübscher Einfälle mit geschickter Hand festgehalten, welche ein wahres Gaudium nicht nur für kleine Zopfträger abgeben. Für uns selbst haben wir längst alle guten Dinge des Erdkreises zu borgen gewusst; betteln wir einmal auch da draußen für unsere armen Kinder — um Spielzeug.



Das Kartenspiel.



Die Weisen werden immer dagegen reden, und die Menschen werden es immer thun: in einer Ecke sich zusammensetzen, Karten ergreifen und ihr Spiel damit treiben, vergnügt und aufgereggt durch lange Stunden, bis endlich die Unterhaltung auf ein nächstesmal vertagt wird. Wo immer müßige Menschen beisammen sind, in der Wirtsstube beim hitzigen Trunk, in jenen modernen Volksküchen des Geistes, die sich Cafés nennen, oder in den tausend Cirkeln und Kreisen der Gesellschaft, wo man die Langeweile fürchtet — sie spielen, und das Päckchen Karten verwandelt die Scene wie durch Zauber, bringt alles in Bewegung und gibt den Geistern Flügel. Es hat nicht viel auf sich mit dem Kartenkitzel, dieser Galvanisierung des Geistes, aber die träge Masse kommt doch in Fluss, wenn dann auch freilich im Strudel mitunter Geld und Gut und Ehre unverschens mit fortgehen.

Die Karten haben die Spiellust, diesen Moloch der geselligen Güter, wohl nicht erzeugt, aber genährt und großgezogen haben sie dieselbe jedenfalls, indem sie ihr ein überaus handsames und anziehendes Befriedigungsmittel darboten: für das dumme Würfeln, das Spiel einer rohen Zeit, wahrlich ein verführerischer Tausch. Dem

blinden Glück — das jeder wünscht und jeder verachtet — nicht in so plumper und brutaler Ausschließlichkeit die Herrschaft überlassend wie dieses, sondern auch dem Verstande ein Plätzchen einräumend — ungefähr wie es im Spiele des Lebens ist —; ein bedeckter Krieg, in dem sich jeder Spieler wie ein Soldat fühlt, der sich mit Ehren herauszuhauen hat, zeigt es eine verwünscht geschickte Anlage, die Menschen für sich einzunehmen, die nichts mehr lieben, als was sie ohne Schmerzen auf sie selbst zurückweist, denen nichts höher geht, als mit ihrem Willen Action und Reaction zu empfinden. Würfeln, Trictracziehen und dergleichen Spässe sind selbst für die meisten zu schlecht; das Schach, mehr Wissenschaft als Spiel, mehr Kunst als Unterhaltung, geht über das Niveau der Mehrzahl; das Kartenspiel allein ist au niveau, der treue Ausdruck der Durchschnittsanlagen des menschlichen Wesens. Warum führt in aller Herren Länder der Soldat sein Spiel Karten im Ranzen, der Kaufmann im Mantelsack, der Matrose in der Tasche? warum füllt das Kartenspiel in gleicher Weise die langen Stunden der Ballväter, wie die Muße des Kaffeehausgastes und so aller armen unbeschäftigten Seelen der Welt aus? Weil sie alle nichts als Menschen sind, nichts anderes, noch Höheres, und das Kartenspiel nichts Höheres verlangt, aber auch nichts mehr bietet. So viel Mutterwitz als einer zum Spiel des Lebens braucht, um durchzukommen, reicht auch hin, um seine Partie im Kartenspiel zu machen. Ja, es ist im kleinen, gleichsam in einem Abriss, dasselbe hier wie dort. Das Glück vertheilt die Karten, das lernt jeder Mensch schon als solcher; es gilt nur, sie mit Klugheit zu benützen, um daraus, was immer angeht, zu machen, und so sind wir hier wieder bei dem, was

wir auch sonst treiben. Vor allem aber fühlen wir uns durch das Blatt in unserer Hand in unser Ich eingesetzt, wir haben es förmlich aufgeblättert in der Hand, ein Genuss, auf den es uns im Leben überall ankommt. Die gewöhnliche Form der Geselligkeit macht uns gerade dieses Gefühl unseres Ich auf dem neutralen Boden der Intelligenz entschwinden; das Kartenspiel setzt uns dagegen ausdrücklich in die Rechte und die Empfindung unseres Ich ein — und bei sich und mit sich ist jeder doch am liebsten. Die Wechselfälle des Spieles — Gewinn oder Verlust — sind ihm nur wie ein angenehmer Kitzel; die Hauptsache ist und bleibt dem Spieler als solchem, nicht dem Geldmacher, der Genuss seines Spieles oder, mit anderen Worten, die Empfindung seines vom Intellect bedienten Willens. In diesem Sinne ist das Kartenspiel das menschlichste aller Spiele, wovon der statistische Ausdruck seine ungeheure Verbreitung ist.

Aber es ist auch ein sehr fruchtbares und abwandlungsfähiges Spiel und hat sich bereits zu einer ganzen Familie ausgewachsen. Die verschieden gearteten Intelligenzen der Völker haben sich naturgemäß auch verschieden geartete Kartenspiele zurechtgemacht, die hernach wieder auf einander einwirkten und neue „Spielarten“ — im wörtlichen und zugleich im übertragenen Sinne — erzeugten. So sind die Spanier zu ihrem L’Hombre, die Franzosen zum Piquet, die Engländer zum Whist, die Deutschen zu ihrem Landsknecht u. s. w. gekommen — Kartenspiele, deren geistiger Habitus mit der allgemeinen Haltung und Physiognomie des betreffenden Nationalgeistes unschwer in Verbindung zu setzen ist. Es ist zum Beispiel wohl mehr als Einbildung, dass das englische Whist, wie es schon durch seinen Namen geräuschlose

Stille zu ungestörter, andauernder Aufmerksamkeit heischt, — st! st! — den Charakter der englischen Intelligenz, ihre kühle Zugeknöpftheit bei innerlicher Regsamkeit, ihr zuwartendes Wesen, das doch jeden Augenblick durch eine treffende Entscheidung überraschen mag, ihr kaltblütiges Phlegma, das zur ruhigen Übersicht und Beherrschung befähigt, in unverkennbarer Ausprägung enthalte; dass vielleicht nicht minder deutlich das französische Piquetspiel mit seiner lebhafteren Führung und bei allem Reichthum an Nuancen und Variationen doch seichteren Tendenz die bewegliche Natur des französischen Esprit verrathe u. dgl. m. Was aber überhaupt der menschliche Geist in zahllosen Stunden der Muße aus dem Kartenproblem gemacht hat, ist wahrhaft überwältigend zu übersehen. Von der seichtesten Erfindung zur tiefdurchdachten labyrinthischen Anlage, vom plumpen Dreinschlagen bis zum feinsten Diplomatspiel ist in der Unmenge von Spielweisen und Spielplänen, an deren Zustandekommen Jahrhunderte ihre freien Stunden verspielt haben, jede Nuance durchgeprobt worden. Und in diesem ungeschriebenen Codex des Kartenrechts und Spielusus steckt nicht minder der Ertrag unübersehbarer und uneruirbarer geistiger Thätigkeit der Massen, wie etwa in den geschriebenen Bänden des civilen Rechtes. Es liegt in dieser Geschmeidigkeit, mit welcher das Kartenspiel sich den Launen und Einfällen aller zu fügen und neue Gestalten anzunehmen vermochte, derselbe dem menschlichen Charakter angepasste Zug, den wir schon oben in ihm zu erkennen meinten. Ist es für das imponierende Schach so charakteristisch, durch alles Versuchen und Tasten zu einem strengen Gesetze durchgedrungen zu sein, so ist die Mannigfaltigkeit der Kartenweise wieder ein Symptom seiner gefälligen menschlichen Anlage.

Was das Kartenspiel heute ist, dazu also hat es die Gesellschaft selbst gemacht; woher aber das Spiel selbst? Wie sind die Karten in die Welt gekommen? Die Masse als Masse erfindet nicht, sie variiert nur. Das Kartenspiel als solches muss einen Urheber haben, wie es auch ganz die Überzeugung des mittelalterlichen Clerus war, der in Ermanglung eines anderen Namens den Teufel dazu nahm. Kennen wir nun, da der Teufel nicht mehr zieht, diesen Namen, ist uns der Eintritt des Kartenspiels in die Welt ein bestimmtes Ereignis, das wir beschreiben, berichten und citieren können? Phantasiereiche Köpfe hatten schon oft ein Ja auf diese Fragen. Dankbare Schüler, wie wir schon sind, weist man uns nach allen Ländern, wo „unsere“ Kunde aufhört und mystischer Respect dafür eintritt: nach Ägypten — die ägyptische Mythologie steckt geheimnisvoll im Kartenspiel — nach Indien, dessen höchste Weisheit in den Karten verborgen ist, nach dem Reiche der Mitte, wo unscheinbare Dingen, die „Karten“ sein sollen, ein erschreckliches Alter aufzuweisen haben. Nun, historisch verbürgt erscheint das Kartenspiel verhältnismäßig spät. Das erste Document, in dem es figurirt, ist eine Rechnung; das Jahr ist 1392, und der französische König Karl VI. ist der Zahler. Daraus formuliert die Geschichte nun die Erkenntnis, dass das Kartenspiel während des vierzehnten Jahrhunderts, also ungefähr gleichzeitig mit der Verallgemeinerung des Papiers (charta) — daher der Name — in Frankreich aufgekommen sein wird, unbekannt, an welchem Orte, ungenannt, von wem erfunden. Nun beginnt die Sprache der Jahreszahlen; „Kartenmacher“ und „Kartenmaler“ kommen vor: Ulm 1402, Augsburg 1418, eine „Kartenmahlerin“ Nürnberg 1438. Das Spiel schwärmt aus. Bald

hat es seine Pflanzstätten in ganz Europa, so weit es reif war für den Übergang aus der Roheit der Würfelszene zur Politesse der Kartenpartie. Die Rivalität von Land zu Land, von Stadt zu Stadt setzt ein und fördert die mannigfaltige Entwicklung des jungen, noch nicht eingelebten Spieles, die Unrast der Mode hetzt dasselbe zu immer neuen und unterhaltenderen Weisen, welche nicht nur den Spielplan, sondern auch bald das Spielzeug angreifen.

Dem ältesten Erfinder waren aus der Menge der handsamen Miniaturbilder des Mittelalters die gewöhnlichsten und beliebtesten Typen der Romantik in der Hand geblieben: die Bilder von König, Königin und Knappe; er nahm dazu die Ziffern vom Würfel, gleichsam die abgelösten Würfelflächen, und das Spiel, halb Turnierstechen der Bilder, halb das alte Übertrumpfen nach Würfelweise, gab sich fast von selbst in seiner vorauszusetzenden anfänglichen Einfachheit. Wie im Bewusstsein der ältesten Spieler die Bilderkarten noch durchaus nicht zu bloßen Wertbildern, was sie uns heute sind, herabgesunken waren, sondern wie man in ihnen wirklich die altgewohnten Miniaturen in der Hand hielt und romantische Ideen-Associationen sich noch fort und fort dabei einstellten, zeigen uns die ritterromantischen Namen, welche die Bilder der französischen Karten anfänglich noch führen. So heißen die Könige: Charlemagne, César, David, Alexandre; die Damen: Judith, Agnès, Pallas, Argène; die Buben: La Hire, Hector, Ogier und Lancelot — mit einem unübertrefflich charakteristischen Gemisch von Theologie, Mythologie und Chevalerie, wie sie die mittelalterliche Phantasie beherrschen. Dies Herauswachsen des Kartenspieles aus populären Schaubildchen, wie wir

es hier für seine ursprüngliche Erfindung vermuthen, vollzieht sich ein zweitesmal geradezu vor unseren Augen bei der Erfindung der wichtigsten Abart unserer gemeinen Spielkarten, der sogenannten Taroks. Da existierte in Italien, gleichzeitig mit dem französischen Kartenspiel, ein unschuldiges Kinderspiel, ein Bildereyklus zur Belehrung und Ergötzung der Jugend, fünfzig Blättchen (tarochi) mit allerlei nützlichen und merkwürdigen Abbildungen versehen, die sich dem jungen Gedächtnisse einprägen sollten: die Wissenschaft des Mittelalters in Bildehen abgezogen. Da sind die Lebensstände des Menschen, vom Elenden, Misero (Pagat), bis zur höchsten Spitze der christlichen Welt, dem Papste; die neun Musen mit Apoll an der Spitze; da sind die zehn nützlichen Wissenschaften, von Grammatica bis zur Theologia, die Tugenden, die christlichste, den Glauben, zuhöchst, und endlich das Weltsystem mit allen Planeten bis zur „ersten Ursach“ (prima causa). Von diesen Bildern stecken mehr als die Hälfte in den ältesten, uns bekannten Taroks.

Die Erfindung der Tarokkarten bestand also in der Einmischung eines Theiles der Bilder eines Kinderspiels, in denen sich die Weltanschauung des Mittelalters so treu ausspricht, in das gemeine Kartenspiel. Auch hier somit die Nähe anderer Vorstellungen, das Spiel noch eingetaucht in Sinnbildlichkeit, die Kartenbilder nicht ohne Beziehung und Inhalt fürs Spiel — eine romantische Atmosphäre um die anfänglich noch ziemlich hazardmäßige Pointe des Spielens gebreitet. Allmählich treten dann freilich die romantischen Ideen zurück und überlassen dem Calcül das Feld, der in den Karten immer ausschließlicher nur Kräfte und Werte sieht und die Führung des Spiels zu einer verwickelten

Combinations- und Verstandesübung macht, bis ein lächerliches Nachspiel am definitiven Ausgang des Mittelalters die alte Romantik im Kartenspiel noch einmal erstehen lässt, um mit sich selbst Händel anzufangen. Die französische Revolution nämlich begnügte sich nicht, nur mit den wirklichen Königen und Rittern aufzuräumen, die lächerlichen Tyrannenhasser stürzten auch die Kartenkönige von ihren Thronen und sendeten ihnen ihr Gefolge nach; aber die aufgeseuchte Romantik trat bei der anderen Thüre wieder ein, und aus den Königen wurden: Weise, Genies und Philosophen; die Damen: Ehe-, Religions-, Press- und Handelsfreiheit; die Buben: Krieger, römische Helden und Sansculotten. Mit welcher romantischen Andacht mag doch von Bürger und Bürgerin das republikanische Kartenspiel geübt worden sein? Die Restauration ihrerseits wiederholte dann das lächerliche Spiel und setzte ihre Kartenkönige wieder in die alten Würden und Ehren ein, worauf nichts mehr das allmähliche Einschlummern jeder Kartenromantik störte und es dahin kommen konnte, wo wir heute sind, dass unter tausend Spielern nicht einer genau weiß, wie eigentlich die Kartenfiguren aussehen, geschweige, dass er sich sonst in Gedanken mit ihnen beschäftigte. Viel eher, dass einer in Formeln und Zahlen den Wert der Blätter, ihre einzelne „Kraft“ auszudrücken vermöchte. Wir sind eben erschrecklich versierte Spieler geworden, und wäre nicht der schöpferische Zufall, der immer neue Fälle mischt, das Spiel wäre längst ausgespielt. So wird seine schwächste Seite zu seiner stärksten, und was ihm den geringeren Rang eines Glücksspiels aufdrückt, dient ihm zur Unsterblichkeit.

Wir wollen damit kein Lob ausgesprochen haben,

ebensowenig aber eine Klage. Die Menschen anders haben zu wollen, als sie sind, ist offenbar Thorheit. Den zahlreichen Stimmen, insbesondere aus dem Mittelalter, welche mit und ohne Witz die Karten für eine Erfindung des Satans, als sein Brevier und Alphabet erklärten, können die Spieler zuvörderst gelassen entgegenhalten, was ein alter Schriftsteller einmal in Betreff des Schach äußert:

„. . . Vnd gehet uns zwar zufoderst wenig an, dasz der verfluchte Mahometh, der Saracenen Fürst, in seinem Alcoran dieses Spiel für eine Sünde ausschreyet. . .“ Es bietet eben das Kartenspiel dem Menschen so mancherlei, wodurch es sich in seine volle Gunst zu setzen vermag, ja mitunter zu seinem Herrn und Teufel wird. Es ist wie der Becher in der Hand des Menschen: er kann daraus zechen, was er will. Die Trunkenheit ist gemein, nicht der Wein. Es ist allerdings bedenklich, dass ihre Muße — dieses köstlichste aller Erdengüter — Millionen nichts Höheres und Edleres abwirft, als die Beschäftigung und Zerstreung durch dieses Spiel, das ohne eigenen Lohn und Gehalt ist — und der Philosoph, der Genius ruft nicht umsonst sein O! über den Zustand, den er nicht theilt, seine Muße wie eine Braut dem Gedanken bereit haltend — aber wer schilt mit Recht dem Kinde sein Spielzeug, seine Puppen, dass sie nicht leben?



Beim „Künstler“.



Allabendlich, wenn die Dämmerung auf unsere Sommerfrische niedersinkt, versammelt sich an einem abgelegenen Plätzchen außerhalb des Ortes eine vielköpfige heitere Versammlung um ein dürftiges Viereck von Bänken und Brettern. Ein mehrfaches Spalier von Schaulustigen und Gaffern umsteht die ärmlichste Bühne, auf welche das unsichere flackernde Licht von einigen rußenden Flammen fällt, während von oben der volle Mond seinen freigebigen Schein über die Scene gießt. Geselle und Magd, Kind und Kegel der Sommerfrischler aus der Großstadt umdrängen in idyllischem Verein das ländliche Theater, auf dessen Brettern die „Künstler“ ihre fragwürdige Kunst zum besten geben, indes aus einem dunklen Winkel des Platzes die grässlichste Kirchweihmusik quickend und grunzend erschallt.

Schon nachmittags sind wir von diesem ohrenzerreißenden Gequicke freundlichst zum Besuch der Kunststätte eingeladen worden, und siehe, die aus der Ferne brummenden Töne ziehen uns richtig hinaus zu Bajazzo und Schlangenkünstlerin, zum Trapezmann und zur „Pantomie“, über deren Armseligkeiten ein bengalisches Licht blendend beinahe hinwegtäuscht.

Es ist acht Uhr, und die für sieben Uhr abends angesagte „Vorstellung“ hat noch nicht begonnen. In der Garderobe, die den Blicken der Vorübergehenden halb offen steht — sie ist ja nichts als ein zerrissener Vorhang — rührt es sich aber schon. Nun kräht das erste Instrument, und es wird bitterer Ernst mit den Productionen.

Die Leistungen, die sich nun abspielen — man kennt sie. Da ist der Kraftmensch der Gesellschaft, ein langer plumper Kerl in rothen Tricots, der mit den schweren Eisenkugeln Fangball spielt und mit täppischen Kuss-händen — graciös wie ein Tanzbär — für den gespendeten Applaus dankt. Da ist, in Flitterstaat und nicht ganz reinlichen Tricots, das ewig Weibliche mit entweder zu dicken oder zu dünnen Beinen, erst auf dem Trapez oder in leibverrenkenden Sprüngen auf dem Turnboden thätig, dann zu den Künsten der Bühne aufsteigend, in modischem Kleid und geschminkten Wangen, und spielt, dass Gott erbarm'. Dazwischen die kleinen Kinder, deren Erscheinen jedesmal die mitleidigen Ausrufe des weiblichen Publicums entfesselt; sie purzeln und kugeln und werden ins Schnupftuch eingebunden. Und vor allem der Herr „Director“ selbst, der Sprecher der Truppe, welcher für den Schluss, aber nicht „wenn es schon gar ist“, das bengalische Licht ankündigt, der redende Theaterzettel, der vormittags Publico Einladung macht und auf die Einnahme des Abends hier ein Hemd borgt und dort Brot und Käse ankreiden lässt: sein wichtigstes Amt aber, mit dem Teller fleißig im Publicum der Abendvorstellung herumzugehen, jeden guten Zahler und die filzigen Ausreißer scharf im Auge zu haben und die Einnahme beim Schein eines Kerzenstümpfchens noch spät abends unter

die Truppe zu vertheilen. Dann wird noch an wackeligen Tischchen gegessen und getrunken und endlich nach Nomadenart in den Wagen gekrochen und geschlafen. Verödet liegt das Brettergerüst im zauberischen Mondschein, der selbst die fettigen, schmutzigen Papiere am Boden blank macht wie Silber, scharf und rein zeichnen sich die schwankenden Schatten der vom Winde bewegten Seile und das Trapez auf dem hellbeschiedenen Sand ab. Mondstrahlen und Nachtfalter gaukeln auf der verlassenen Bühne.

In diesem trivialen Künstlerbildchen, das überall auftaucht und in hundert schlechteren oder besseren Copien im Lande verstreut ist, haben wir eine ewige Scenerie vor uns. Es gehört zu den ältesten und anziehendsten Amusements der Menschheit, sich etwas vorgaukeln zu lassen.

Der Tag der Arbeit, der Abend dem Spass, so ist es überall und allezeit gehalten worden. Theater, Concert in der Stadt, Schmiere und Bajazzo auf dem Lande. Während aber die gebildete Stadt den Künsten des Geistes zuneigt, Musik macht, Lust- und Trauerspiel ersinnt und anhört oder auch nur an den Couplets des Volkssängers sich erbaut, ist das Ergötzen des Landvolkes die leibliche Kunst, die Kunstfertigkeit mit Arm und Bein, also die Sphäre, in welcher sich Bauer und Arbeiter zu Hause fühlen.

Es ist etwas Herrliches um die Kräfte unseres Leibes, wenn sie die Geschmeidigkeit der menschlichen Glieder, die Plastik der menschlichen Gestalt und ihrer Bewegungen in anmuthigem Spiel, in kühnem Wagen und mühelosem Gelingen rasch wechselnd zum Ausdruck bringen. Ein Funke dieser ästhetischen Lust blitzt auch

in dem ländlichen Gaffervolk auf angesichts der primitiven Turnerleistungen des Künstlervölkchens von draußen.

Physische Kraft und Gewandtheit, selbst in dieser ärmlichen Hülle, bringen doch unfehlbar den Beifall eines jeden auf ihre Seite; über geistige Productionen kann die Meinung getheilt sein. Daher steigt wohl von allen Künsten diese Circuskunst, deren Werkzeug der menschliche Körper selbst ist, am breitesten in die Menge herab. Jeder Knabe, der seinen tüchtigen Purzelbaum schlägt, gehört zur Gilde. Andererseits verlottert freilich keine Kunst, eben weil gar nichts dazu gehört als Muskel und Sehne, so sehr als diese.

Das Mittelalter rechnete unsere fahrenden Gaukler als unehrlich Volk zusammen mit Schinder und Henker und sonstiger dunkler Gesellschaft. Es drückte sich hierin eine Regung aus, die der menschlichen Natur eigentlich keineswegs zur besonderen Ehre gereicht. Der Bajazzo, der uns mit seinen Sprüngen und Schnurren erheitert, der Turnkünstler, der seine geraden Glieder oder gar seinen Hals riskiert, thut dies für uns: Wir sind die Herren, er ist unser Knecht, er verkauft sich und seinen Leib für eine Viertelstunde dem müßigen Gaffer. Dies Gefühl unserer socialen Überlegenheit, das wir den armen Teufeln vom Trapez und Reck gegenüber empfinden, hat ja auch die hohe Kunst einst schmäählich genug bedrückt; wie lange ist es her, dass die Komödianten der ernstesten Bühne, große „Künstler“ und „Künstlerinnen“, unehrlich Volk waren oder doch wenigstens nicht für „voll“ galten; wie lange ist es her, dass selbst ein Mozart als Künstler an der Bediententafel speisen musste? . . .

So ist es ein zwieschlächtiges Vergnügen, das allabendlich die Menge um unser ländliches Theater ver-

sammelt. Dem entsprechend auch die Stimmung in der umstehenden Schar. Kein anspruchsloseres und zugleich kein umbarmherzigeres Publicum als diese belustigten Gaffer von der Straße. Jeder Bewegung, jedem Wort der Acteure folgt ein seltsames Gemisch von Beifall und Spott. Naive Verwunderung der Kleinen und Weiber, Mitleid und wieder grober, unverhohlener Hohn mengen fortwährend ihre Stimmen in dem Gewirr von Gelächter und Gewitzel, das durch das dichte Spalier der Zuschauer läuft. Am Ende ist das Witzmachen über die „Künstler“ die beste Unterhaltung, welche viele hier suchen, wie das Reden und Kritisieren für viele auch in den hohen Künsten des Genusses bester Theil ist . . .

Es kommen Wind und Regen, und grau hängt der Himmel über der triefenden Erde. Ein — zwei Tage harrt das zigeunernde Völkchen draußen hungernd auf die Sonne. Kein Mensch kümmert sich natürlich um sie. Wenn es endlich wieder schön wird, sind die „Künstler“ längst fort. Die ambrosische Nacht ist wieder ruhig, und kein Brumbass dringt von ferne als Lockruf in die Fenster. In vierzehn Tagen kommen Nachfolger. „Welch reiches Kunstleben!“



Das türkische Schattenspiel.



Alles in der Welt spielt Komödie, sogar der Schatten. Der graue Widerschein der Wirklichkeit, der stets um die Dinge spielt, ist ein ganz natürlicher Spassmacher, der unser Aussehen carrikiert, unsere Bewegungen nachäfft — eine endlose Parodie der körperlichen Welt. In der That hat man auch nirgends versäumt, diesen Urschauspieler in den Dienst des Theaters zu stellen, und die Schattenkomödie ist so gleichsam der getreue Schatten des wirklichen Theaters. Sie beginnt mit dem Hasen an der Wand, den man dem kleinen Volk mit den Fingern mühsam hervorzaubert, und läuft in regelrechte Komödien auf der Leinwand aus.

Das Schattenspiel ist international. Der Schattentanz hinter der hellbeschienenen Leinwand ist ja überall mit so wenig Mitteln herzustellen. Die einfachen Profilcontouren genügen, die heiteren Umrisse der Dinge sind das Um und Auf dieser Kunst. Demgemäß treffen wir das Schattenspiel und seine Übung in weitester Verbreitung an. Wir bleiben keineswegs in Europa, indem wir seinen Spuren folgen; der Orient, die alte Heimstätte so vieler Spiele und Amusements, behauptet sogar einen älteren Besitztitel darauf. Vom äußersten Westen zum äußersten Osten sind die Schatten-

spielfiguren die beliebtesten Schauspieler des Orients; ihre Kunst ist unter Türken und Indern, in Java und Hinterindien bis tief nach China einheimisch und gibt dem Volkshumor überall die Gelegenheit zu seinen urwüchsigsten und unverhohlenen Äußerungen. In den ethnographischen Museen sind überall Schattenspielfiguren von den genannten Ländern zur Schau gebracht: sauber geschnittene Profile mit schlenkernden Armen und Beinen, mit Stäbchen zu dirigieren, welche den nationalen Typus in karriierter Übertreibung an sich tragen.

Aber es sind doch gleichsam nur die dünnen Mumien der Wirklichkeit, die platten Dingerchen, wie sie dort im Glaskasten herumliegen. Diese toten Komödianten müssen hinter der Leinwand tanzen und agieren, sie müssen Sprache bekommen und Ohrfeigen, sie müssen die Wirklichkeit greifbar nahebringen, von der sie das schattenhafte Abbild vorspielen. In der That wohnt allen Schattenfiguren sozusagen das Streben inne, sich den Schein der Körperlichkeit zu erschleichen, sich in die Welt der Farben und plastischen Formen einzudrängen. Das einfache Mittel hierzu ist die Transparenz ihres Materials. Indem sie aus durchscheinenden Stoffen geschnitten und bunt bemalt werden, treten sie, fest an die stark erhellte Leinwand angedrückt, dem außerhalb befindlichen Zuschauer statt als Schattenfiguren in grellen, bunten Farben entgegen, ja, es bildet sich, besonders auch durch die ganz dunkle Umgebung der Bildfläche unterstützt, leicht die Illusion aus, dass die Figur plastisch ist und weit größer als in Wirklichkeit. Diese Umwandlung des eigentlichen Schattenspiels in sein physikalisches Widerspiel, das Transparenttheater, ist im Orient mehrfach vorgenommen worden; dieser Art ist, besonders kunstvoll ausgebildet, das java-

nische Wayangspiel, und ebenso uneigentlich als Schattenspiel zu bezeichnen ist das türkische Karagösspiel, welches ebenfalls auf Transparenz seiner Figuren gestellt ist.

Es wäre, wie mir scheint, eine dankbare Aufgabe für unsere „Schattenspieltheater“, diese exotischen Schattenspiele aus ihrer Obscurität zu ziehen. Ein Javane, der den Wayang lebendig gemacht hätte, wäre nicht allzu schwer zu verschreiben. Da würden wir die alten indischen Götter- und Heldenfiguren, wie sie der javanische Volksgeist umgemodelt, in ihrer gespreizten Grandezza und unfreiwilligen Komik alte Sagen agiren sehen — höchst kunstvolle Figürchen in feinsten Ausstattung, auf ein langes Bambusrohr aufgesteckt, mit zart durchschimmerndem Gold und bunten Farben, während in eigenthümlichem Singsang die dramatische Wechselrede, steif und ceremoniell wie die Figuren, dazu ertönte. Noch näher hätte man den türkischen Vetter unseres Hanswurst, den biedereren Karagös; Konstantinopel ist nicht viel weiter von uns als Paris. Ein so urwüchsiges Product, wie das türkische Karagös, würde auch unter uns seine Lacher finden. Es ist zwar zumeist ein äußerst derbes, fast gemeines Spiel, Gemeinheit im orientalischen Stil, verblümt und verwitzelt. Aber wir hätten eine der originellsten Theaterspecialitäten, die bereits aus dem Volksleben verschwindet, an ihm, an dem der Türke so recht zu erkennen ist und der in aller Bescheidenheit dürftigster Mittel den Lebensgeschmack eines ganzen Volkes vielleicht deutlicher abspiegelt als eine große Bühne, die hier übrigens fehlt.

Das Karagösspiel bildet im ganzen Gebiete des türkischen Reiches, besonders während der Nächte des Ramazan, eine Hauptbelustigung des gewöhnlichen Türken. Von den Behörden nur stillschweigend geduldet,

blüht es eigentlich bloß im Verborgenen. Man schämt sich öffentlich seiner, um sich in privaten Cirkeln doch köstlich daran zu ergötzen. Man ladet sich den Künstler häufig ins Haus, um seine Freunde und Gäste mit einigen Vorstellungen zu regalieren; sonst etabliert sich der Puppdirector gewöhnlich in irgend einem Kaffeehause; er braucht nichts als ein Leinwandfenster in einer Bretterwand, hinter sich ein gutes Licht, davor recht viel Publicum, das meist aus ernsthaften Männern besteht, da die Frau selbstverständlich von derartigen Vergnügungen ausgeschlossen ist, und für Kinderohren sind die Scherze der Karagös gerade nicht. Der Künstler agiert mit den fein bemalten, transparenten Lederfiguren, die in allen Gelenken beweglich sind, indem er sie dabei fest an die Leinwand drückt, wodurch sie dem Zuschauer grellfarbig und förmlich plastisch erscheinen. Zu gleicher Zeit spricht er den Text. Er ist ein sehr fingerfertiger Geselle und hat beide Hände vollauf zu thun, denn die Figuren schreiten, winken und nicken, tanzen und prügeln sich, so dass der Künstler oft auch Stirn oder Kinn zuhülfe nehmen muss, um in dem Durcheinander auszukommen. Die Scene ist meist, gut türkisch, ein Kaffeehaus; auf dem Schanktische mächtige Kannen und Kaffeebecher. Zuweilen stellt die Scene auch irgend einen Hafenplatz dar und wird dann einfach durch eine plumpe Schiffscoulisse neben dem Kaffeehause vorgestellt. Wie man sieht, höchst bescheidene Mittel. Das Figurenpersonal ist — charakteristisch für alle primitiven Theater — ein stationäres; eine Anzahl typischer Figuren kehrt in allen Stücken und Scenen wieder. Diese Typen aber sind so recht aus der Tiefe der Volksanschauung geboren; es sind die Vertreter der Lächerlichkeiten und Schwächen,

der Vorzüge und Ideale des Volkes. Etwas Ähnliches war ja unser Hanswurst und seine Sippschaft, der jetzt vielfach wieder seine fröhliche Auferstehung feiert. Aber die Komik des Hanswurstes war doch recht einseitig gegenüber dieser gründlichen und schlagenden Charakteristik durch eine ganze Fülle von drolligen, scharfcarrierten Persönlichkeiten. Die Hauptperson des Spieles, um welche sich mehr oder weniger alle Karagös-vorstellungen drehen, ist der türkische Don Juan, der Karagös. Ein Fresser und Schlemmer, der ärgste Grobian und Renommist und vor allem ein Weiberheld aller-schlimmster Sorte. Charakteristisch, dass der Karagös in allen möglichen Schichten der Bevölkerung zu Hause sein kann. Heute ist er König, morgen ist er Bettler oder Straßenräuber. Frech und feig torkelt er über die Bühne, immer begierig, einen guten Bissen aufzuschnappen oder ein hübsches Weib zu belästigen; balgt sich in seiner Trunkenheit mit allem und jedem und lässt, zum Hauptgaudium des anspruchslosen Zusehers, seinen riesenhaften Turban alle Augenblicke zu Boden fallen. Dieser unflätige Don Juan hat in Hadschi Eiwad seinen Leporello zur Seite. Eine Art von Harlekin, wie sein Herr von laxen Sitten, zugleich dessen Berather und Hofmeister, manchmal sogar sein Gönner, zumeist sein — Kuppler, immer aber ein unermüdlicher Spassmacher, der das heitere Element des besseren Türkenthums repräsentiert. Diese beiden sind derart die Hauptpersonen des türkischen Schattenspieles, dass es viele Stücke gibt, in denen andere Figuren überhaupt gar nicht auftreten. Auch sind sie überall, im Norden und Süden, im Westen und Osten des Reiches, dieselben, sowohl ihrer äußeren Darstellung nach, wie in ihrem Geist oder vielmehr ihrem

Ungeist. Dieses Paar bestreitet doch in aller Welt die Kosten der Unterhaltung für ehrbare Leute. Ein bisschen Karagös sind wir doch alle, und Leporello wird auch für uns geprügelt und herumgehetzt.

Aber diese kleine Bühne wird daneben doch auch von einer Menge anderer Narren und Närrinnen belebt. Da ist Bekry Mustapha, der betrunkene Türke, ein reicher Bauer und Einfaltspinsel. Er kommt zum erstenmale in die Stadt. Man kann sich denken, wie es ihm da geht. Dirnen, Spiel und Trunkenheit — das hat er weg, als er bettelarm heimkehrt. Sein Gegenstück ist der reiche jüdische Kaufherr aus Salonichi, eine sehr mannigfach verwendete Figur. Irgendwie ist er immer das Opfer des gewalthätigen Karagös; er wird von ihm ausgeplündert, er leiht ihm Geld und muss unmäßiges Lösegeld für die von Karagös geraubte Tochter zahlen. Trotzdem ist er stets anständig und behäbig und stolz auf sein großes Magazin, dessen Schlüssel er stets bei sich führt. Gelungene Typen sind auch der Derwisch und der albanesische Räuber; jener ein erklärter Gauner, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ein gemeines, zügelloses Leben führend, um die Wette mit Karagös, den er mit salbungsvollen Reden regaliert; dieser das Ideal eines Banditen, der nur reiche Blutsauger ausraubt, dagegen edle Frauen aus den Klauen ihrer gemeinen Männer oder aus denen des Karagös befreit. Daneben für die Türkei sehr charakteristisch die Figur des Kawassen, des Franken, des Hausierers, eines Haschisch- und Opiumrauchers, Leute, die entweder Spass machen oder auf deren Kosten Spass gemacht wird. Sehr lustig, aber auch sehr heikel die schönere Hälfte der Gesellschaft . . . immerhin einige sittsame Ausnahmen. Dazu gehören die Töchter des Hadschi

Eiwad, die selbst den Anfechtungen des Karagös siegreich zu widerstehen pflegen, sodann die Frau mit den beiden Kindern, der Typus der anständigen Hausfrau; selbst Karagös schleicht wie ein mit Wasser übergossener Pudel von ihr hinweg und verschwindet von der Bühne; die übrigen Schönheiten sind freilich keineswegs mehr zweideutig. Der geschlechtliche Witz und die zweideutige Scene sind nun zwar für alle Menschen, was der Zucker für die Fliegen; aber der Orientale, speciell der Türke, hat in diesem Punkte bekanntlich doch immer noch etwas voraus. Nicht dass wir aus den erotischen Scenen im türkischen Schattenspiele gar nicht herauskämen; aber jede Scene ist ganz durchwürzt mit allerlei Anspielungen und Schlüpfigkeiten, Zötchen und ausgewachsenen Zoten.

Stereotyp wie die Figuren ist auch das Repertoire des Karagös. Es ist von altersher eine größere Anzahl (man zählt wohl dreißig Stücke für die dreißig Nächte des Ramazan) von Handlungen überliefert, in deren festes Wortgerüst die Improvisation fortwährend ihre Einfälle einstickt. Der Türke liebt sich allerlei lyrische Einlagen, und wenn man ihm gar mit persischen Ghaselen oder arabischen Versen kommt, streicht er sich hochentzückt den Bart. An und für sich ist schon die Diction ganz mit zahlreichen fremdsprachigen Phrasen durchspickt, was an unsere eigene Sprachmisère in den Tagen des Hanswurst lebhaft erinnert. Auf den Abendländer verfehlt die bekannte orientalische Weise, der blumige Stil, die schwulstige Rede auch hier ihre Wirkung nicht. Wie ungewöhnlich klingt es gleich, wenn der Karagödschi sein Spiel beginnt: „Einen Vorhang hab' ich gespannt und Licht gemacht, zeigen werde ich die Schatten der Verwandlung. Wir wollen sehen, was für Bilder der Spiegel

der Zeit auf das Antlitz des Vorhanges werfen wird.“ Selbstlob klingt im Orient überall, daher auch der Künstler sich rühmt: „Deine Papierrolle, die Rosenknospe, deine heranziehende Dichtung, o Sänger, sie verdient es, der Turbanschmuck des Weisen zu werden.“ Dann ertönt es meist Patsch! Patsch! Karagös führt sich mit schallenden Prügeln, die er dem Hadschi Eiwad verabreicht, würdig ein. Die Handlung irgend ein Spinngewebe, die Parodie ihre Seele. Zum Beispiel vernimmt Karagös, dass irgendwo ein Dichterwettstreit um den Preis von zehn Goldstücken und einem Shawl stattfindet. Zehn Goldstücke! Das sticht dem Burschen in die Nase. Er geht mit dem vielgetreuen Hadschi Eiwad dahin, um mitzuthun, obwohl er nach dessen Versicherung die Laute schlägt wie ein Esel. Die Dichter geben nun einer nach dem andern ihre schwulstigen Ghaselen zum besten, und Karagös parodiert in unflätiger, aber höchst drolliger Manier das Vorgetragene, wobei Wortverdrehungen und komische Missverständnisse das Beste thun müssen. Diese Art Komik ist freilich unübertragbar. Karagös verblüfft die edlen Poeten in der That mit seiner Verskunst derart, dass er die zehn Goldfüchse einstreicht, um sie natürlich sofort zu verschlemmen. Ein anderesmal gibt ihm Hadschi Eiwad fortwährend Nüsse zu knacken, die der plumpe Witzbold mit ziemlich stumpfem Witze aufzuklopfen sucht; aber es sind meist nur taube Nüsse, und das Ganze läuft, erst dann recht belustigend, in Streit und Prügel aus. In seinem wahren Elemente ist Karagös freilich erst, wenn er zum Beispiel von einem abreisenden Freunde zum Tugendwächter der jungen Strohwitwe bestellt wird, oder in Stücken, wo die Scene ein Bad ist — sapienti sat — oder wenn die Geschichte von der Hochzeit des

Karagös aufgeführt wird. Da lässt sich der Türke Dinge servieren, die nicht nur über alle Beschreibung, sondern selbst über jede Andeutung gehen. Es ist die vollendete Gemeinheit, die freilich in ihrer ungeschminkten Naivetät doch weniger schlimm ist als die lüstern drapierte Gemeinheit manches abendländischen Amusements.

Karagös ist kein Aristophanes, das steht fest. In der türkischen Despotie konnte ein solcher „Liebling der Grazien“ nicht gedeihen. Dennoch ist er in puppenhafter Verkleinerung ein wohlthätiger Schalk im Sinne jenes Großen. Das türkische Schattenspiel ist das einzige Organ der Satire, mit der jedes Volk heilsam gezüchtigt wird; hier war der einzige Mund, der sich aufthat, der Menge ihre Dummheit und Gemeinheit auf den Kopf zuzusagen. „Unser Vorhang ist nur aus Tuch,“ spricht der Karagödschi, „aber unser Vorhang ist die Vollkommenheit. In der Versammlung der Wissenden erlangt unser Vorhang Ruhm.“ Etwas bescheidener! Karagödschi, so gibt dir vielleicht auch unser Leser — die Versammlung der Wissenden — mit Nachsicht recht.



Moderne Schriftwissenschaft.



Der Ursprung mancher hoffnungsvoll entwickelten Wissenschaft liegt im Dilettantenthum. So wenig sich der Dilettant im regelrechten Betriebe der Wissenschaften bewährt, so sehr hat es die Erfahrung gelehrt, dass die ersten tastenden Versuche, in einer neuen Richtung weiterzuschreiten, dass die grundlegenden Ideen und der Eifer, ihnen zu trauen und nachzuspüren, häufig von Nichtfachmännern, von guten Köpfen, die außerhalb der Gelehrtenzunft standen, herrühren. Die sogenannte Graphologie ist ein deutliches Beispiel dafür. Sie ist in ihrem Ursprunge so recht eine Domäne des Dilettantismus, vielfach über- und unterschätzt, in ein pseudowissenschaftliches System gebracht, mit dem ganzen dünnkelhaft-gelehrten Apparate ausgestattet, wie ihn nur der Laie seinem Lieblingsgegenstande zutheil werden lassen mag. Competente Forscher haben sich bis in die letzte Zeit gescheut, dieses deutungslustige Gewerbe anzugreifen und sich mit wissenschaftlichen Mitteln, nach wissenschaftlichen Grundsätzen mit der Frage zu befassen, ob zwischen der Handschrift und der Psychologie des Schreibers ein eruierbarer Zusammenhang bestehe? Keine geringeren Namen als Lavater und Goethe haben diese charaktero-

logische Vergleichung von Handschriften und Menschen angeregt, geistreiche Franzosen wie Flandrin und Michon, beide Menschenkenner ersten Ranges, haben eine große Zahl von Thatsachen auf diesem Gebiete entdeckt. Es ist aber der deutschen Wissenschaft durch einen ihrer hervorragendsten Vertreter, den berühmten Breslauer Physiologen Preyer, vorbehalten gewesen, das Problem naturwissenschaftlich zu fassen und experimentell zu untersuchen. Es liegt uns ein höchst anregendes Werk: „Zur Psychologie des Schreibens“ von W. Preyer vor, das gerade in unseren Tagen, wo die Graphologie in allen Unterhaltungsblättern, in geselligen Cirkeln, in eigenen Auskunftsbureaux so üppig in die Halme schießt, zur rechten Zeit erscheint.

Das Sprechen ist schon oft zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht worden, obwohl hier der Zusammenhang zwischen psychischem und physischem Vorgange keineswegs so fasslich zutage tritt als beim Schreiben. Wir alle kennen die Handschriften unserer Bekannten. Wie es Nationalphysiognomien und nationale Geberden gibt, so gibt es auch Nationalhandschriften. Die englische hat ihren bestimmten Charakter, die französische nicht minder. Eine andere Thatsache ist die Verschiedenheit der Handschriften nach dem Berufe. Es gibt Familienhandschriften, ja es gibt Altersstufen in denselben; es gibt Männer- und Weiberschriften. Die Handschriften Geisteskranker sind längst als ein wichtiges diagnostisches Mittel erkannt und gewürdigt worden. Alle diese bestimmten Charaktere der Handschriften nehmen wir mit unerschütterlicher Sicherheit wahr. Woher kommt diese Sicherheit? Wodurch unterscheiden wir die Handschriften von einander?

Wenn wir jemand sprechen hören, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit meist nur dem ideellen Inhalte seiner Worte zu. Die wenigsten beobachten so treu und scharf, dass sie den Gesamteindruck der betreffenden Sprechaction haben. Bei jedem Sprechen ist die Mannigfaltigkeit der überflüssigen Mitbewegungen groß. Sie ist individuell verschieden. Der Redner macht, wie Preyer trefflich ausführt, je nach dem psychischen Zustande, in dem er sich befindet, mit den Händen, mit dem Kopfe, mit den Gesichtsmuskeln, zumeist mit den Augenmuskeln so viele unnöthige Bewegungen, welche alle zusammen seinem Vortrage ein charakteristisches Gepräge geben, dass der noch so aufmerksam ihn anschauende Zuhörer nur den kleinsten Theil dieser Gesten, dieser Mimik zu behalten oder gar wiederzugeben vermag. Noch weniger lässt sich die Stimmbewegung beim Sprechen fixieren, beispielsweise das Sinken der Stimme zu Ende eines Satzes oder das sogenannte Verschlucken der Endsilben.

Beim Schreiben dagegen wird alles fixiert. Alles kommt zum Vorschein in den Bewegungen der Federspitze auf der Schreibfläche. Dadurch wird hier ein charakteristisches Material geschaffen, das nur eigens daraufhin untersucht zu werden braucht, um eine Fülle psychologischer That-sachen erkennen zu lassen.

Die Gesamtheit derjenigen Eigenschaften der Handschriften, durch welche deren Individualität bestimmt wird, theilt Preyer in zehn Gruppen ein. Es sind dies der Reihe nach die Form der Schriftzeichen und ihre Verbindung, die Vollständigkeit der Schrift, die Größe der Schriftzeichen, die Beschaffenheit der Grund- und Haarstriche, die Schriftlage, die Zeilenrichtung, die Länge und der Abstand der Zeilen, endlich die Paraphe oder

der Namenszug. Es wird immer dabei vorausgesetzt, dass die Handschrift eine natürliche und fließende und keine verstellte oder befangene sei. Ist nun aber in der That eine Handschrift als individuell anerkannt, so muss sie auch deutbar, d. h. in psychologische Beziehung zu der gesammten Individualität des Schreibers zu setzen sein. Die Handschriften bleiben ja sogar individuell, ob man mit der Linken statt der Rechten, ob man mit den Füßen oder dem Kopfe, dem Munde schreibt, wie längst auf experimentellem Wege erwiesen ist. Es geht daraus hervor, dass die „Handschrift“ nicht von der „Hand“, sondern vom Gehirn abhängt. Hierin liegt die Berechtigung der charakterologischen Graphologie, welche in Dilettantenhänden zum kindischen Sport ausarten mag, in der wissenschaftlichen Betrachtungsart eines Preyer jedoch jedermann das höchste Interesse abnöthigen muss.

Von allen individuellen Merkmalen einer Handschrift ist keine so bedeutungsvoll und sprechend wie die Form der Schriftzeichen, der sogenannte Schriftductus. Sie sind fixierte Bewegungen, und als solche in irgend einer Weise von der Bewegungs- und Vorstellungsart des Schreibenden sowie von seiner Art, auf äußere Eindrücke zu reagieren, abhängig. Bildung und Unbildung zunächst lassen sich sogleich an der Form der Buchstaben unterscheiden. Charakteristisch sind besonders die hässlichen, überflüssigen Zuthaten in den Handschriften Ungebildeter. Die Handschriften der Hochgebildeten und der Denker zeichnen sich sämmtlich durch große Einfachheit aus. Je weniger die Handschriften an den kalligraphischen Unterricht erinnern, um so bedeutungsvoller sind sie. Schon Kant hat bezüglich der Gesichtsbildung die vielen befremdliche Bemerkung gemacht, dass „eine genau abgemessene Regel-

mäßigkeit gemeinlich einen sehr ordinären Menschen, der ohne Geist ist, anzeige“. Eben dies gilt von Handschriften.

Es ist nun von hohem Interesse, aber auszugsweise nicht wiederzugeben, wie die wissenschaftliche Schriftkunde die angeführten Characteristica der Schrift in Beziehung zu gewissen Charaktereigenschaften zu setzen weiß und von der Analyse der Handschriften zu einer Synthese des Charakters des Schreibenden gelangt. Gewisse Thatsachen lassen sich selbst vom größten Skeptiker nicht bezweifeln. So ist dasjenige, was Preyer von der Rundung oder der Spitzigkeit der Schriftzüge sagt, und wie er diese Schrifteigenthümlichkeiten auf versöhnliche, nachgiebige und schroffe, egoistische Naturelle bezieht, kaum anzuzweifeln. Wir hören von dem Selbstbewunderungsstriche, dem Besitzpunkte, der Egoismusschleife, dem Protectionsstriche, deren Variationen der eben so vorsichtige als phantasiereiche Forscher in hunderten ihm vorliegenden Handschriften verfolgt. Überall ist hier der Versuch gemacht, die Form in ihrer Eigenthümlichkeit auf allgemeine psychologische Neigungen zu beziehen und in den kleinen, minutiösen Bewegungen der Feder gleichsam nur die Reduction der Körper- und Seelenbewegungen der Schreiber auf einen kleinen Maßstab zu erblicken. Ubrigens ist das Interesse hier keineswegs in den allgemeinen Grundsätzen der Beurtheilung, sondern in der scharfsinnigen Diagnose des einzelnen Falles gelegen. In dieser Beziehung unterscheiden sich die allgemeinen und individuellen Diagnosen Preyers in höchst vortheilhafter Art von denjenigen Befundzeugnissen, wie sie etwa die Graphologen der Unterhaltungsblätter ausstellen. Allerdings gehört Intuition zur Beurtheilung der Handschrift; sie

ist eine Kunst, aber sie ist zugleich Wissenschaft, und in dieser Vereinigung treffen wir sie zum erstenmale in Preyers originellem und bedeutendem Buche an.

Man könnte geneigt sein, in der Graphologie, auch wenn sie wissenschaftlich betrieben wird, doch nur eine Art Sport, eine geistreiche Spielerei zu sehen, die zu nichts Rechtem diene. Dem gegenüber ist daran zu erinnern, dass die Graphologie in Wahrheit eine sehr bedeutende praktische Wichtigkeit besitzt. Es ist bekannt, wie häufig die wissenschaftliche Graphologie in den Dienst der Gerichte gerufen wird. Die Ausbildung der criminellen Schriftkunde, welcher die Beleuchtung der vielfach so merkwürdigen Verbrecherhandschriften vom psychologischen und pathologischen Standpunkte obliegt, hat für die Polizeibehörden und die Juristen das dringendste Interesse. Die Handschrift der Geisteskranken ist von den Psychiatern als wichtiges Studiumsmittel und als eine vielfach untrügliche Handhabe zur Diagnose beginnender Erkrankungen des Nervensystems oder des Gehirns erkannt worden. Und endlich ist die Förderung unserer Menschenkenntnis durch die Beachtung der Handschriften unserer Bekannten oder derjenigen Personen, die neu in unseren Verkehrskreis treten, von nicht geringem Belang, wenn wir nur die Zeugnisse, welche sich jedermann mit seiner Handschrift selbst ausstellt, richtig aufzufassen und zu deuten wissen.

Die wissenschaftliche Schriftkunde, deren Grundlegung erst durch Preyers Werk erfolgt ist, hat in der von den bedeutendsten „Schriftgelehrten“ Deutschlands herausgegebenen Zeitschrift „Die Handschrift“ ein Organ gefunden, welches der gesunden Entwicklung dieses vom überwuchernden Dilettantismus so sehr bedrohten Wissens-

zweiges gewiss sehr zugute kommen wird. Unser Wissen von der Physiologie, der Psychologie und Technik der Handschrift, das im großen und ganzen noch immer recht dürftig ist, wird durch eine systematische Forschung, wie sie durch jenes Organ angeregt werden dürfte, in der erwünschtesten Weise bereichert werden. Vielleicht gehen wir mit seiner Hilfe bald Zeiten entgegen, wo die Handschrift als untrügliches Leumundszeugnis von der Gesellschaft anerkannt wird, die sonst leider vielfach zur Verstellung, Zurückhaltung, Verbergung der Gedanken und Absichten zwingt. Wenn die Sprache nach dem bekannten Ausspruche Talleyrands dazu da ist, die Gedanken zu verbergen, wird die Schrift dann der Wahrhaftigkeit des menschlichen Verkehrs wieder zum Siege und zur Ehre verhelfen.



Kriegsbilder.



Wenn die Kriegsfurie wüthet und ihre heroischen oder grausigen Scenen auf das Kriegstheater stellt, haben die Maler, wonach sie oft so lange und vergeblich suchen — einen packenden Stoff. Stift und Pinsel arbeiten im Nachtreffen, die artistischen Specialberichterstatter schlagen die wüthendsten Schlachten — am Schreibtisch, die ganze Kunst ist zu Pulver und Blei verurtheilt und erschöpft sich in doch stets nur matten Schattenbildern der entsetzlichen, betäubenden, blutigen Wirklichkeit. Auch der japanisch-chinesische Krieg, der gegenwärtig entsetzlich und greuelvoll, nur durch die ungeheuere Entfernung in seinem schrecklichen Eindruck abgeschwächt, in Ostasien tobt, hat bereits die Kunst vergewaltigt und befruchtet — natürlich nicht die unsere, sondern die Kunst, die es angeht, die bravouröse, treffsichere, improvisatorische Malerei der japanischen Sieger.

Der Sieg — das ist der große stürmische Befruchter der Musen. Er küsst die Poesie wach — und Pääne schallen jubelnd zum Himmel; er stößt in die Posaune, und die Musik lässt heroische Gesänge erklingen; er errichtet den Gefallenen Monumente und Ruhmessäulen — und er zaubert die Schlachtenbilder auf die Staffeleien. Der Besiegte schweigt; er dichtet

nicht, er singt nicht, er malt nicht. Begräbt seine Todten und schweigt. Überlegen durch die europäische Waffe und europäische Heerkunst, in der Stahlrüstung westländischer Disciplin und Wissenschaft, holen sich die Japaner zu Wasser und zu Lande den kriegerischen Lorbeer Reis um Reis, und die Siegesdepeschen fliegen zahlreich wie die Schwalben über das Meer nach dem Lande des Sonnenaufganges, wo das emsige, betriebsame Volk der Zurückgebliebenen den stolzen Nachrichten lauscht, sich der tapferen Söhne freut und fleißig für sie arbeitet.

Man gießt Kanonen, bäckt Brot und braut den Saki zum warmen Trunke für die frierenden Helden in nordchinesischen Einöden — man besingt und malt ihre Siege zur Herzstärkung — alles mit derselben Emsigkeit und Bravour. Diese allermodernste Schlachtenmalerei der Japaner wird aber nicht nur ihre Landsleute, sie muss die ganze Welt ergreifen und packen. „Tüchtig sein, das ist's, das zwingt die Welt.“ Die Japaner sind es. Tüchtige Soldaten — ebenso tüchtige Künstler. Wer kennt sie nicht schon längst, diese Momentphotographen des Pinsels, mit der Schneidigkeit ihrer Contour, der Treffsicherheit für alles Lebende, im Gehen und Fliegen, Lachen und Leiden, die den Reiz der Farbe so sparsam, aber immer so wirkungsvoll in ihre Zeichnung mischen, wie's eben die graue Wirklichkeit selbst hält! Sie brachten uns den blauen Himmel und ein paar Schwälblein darin, einen Blütenzweig mit summenden Bienchen, einen stelzbeinigen Storch, oder kurze, drollige Kerlchen, wie sie über einen steigenden Drachen sich das Bäuchlein vor Lachen halten können — lauter lämmerherzige Bildchen, die nur ab und zu von grotesken Zügen, einer grimmigen, schier

komischen Heldenhaftigkeit, einem Bramarbasieren mit schlitzäugigen Mienen abgelöst wurden.

Nun aber kommen sie in hochmodernem Gewande, mit Pulverblitzen aus Repetiergewehren und Torpedoexplosionen, mit einer ernsthaften Heldenhaftigkeit — die gleichen Meister der malerischen Bravour wie früher, treffsicher mit dem Pinsel wie mit der Büchse — die schneidigsten Porträtisten der schneidigsten Schlachten. Ungefähr hundert farbige Holzschnitte von mäßigem Umfange, entworfen von den ersten lebenden Künstlern Japans, liegen uns vom ostasiatischen Kriegsschauplatze vor. Schon das Äußere ganz japanisch. Farbige Holzschnitte sind seit jeher eine Meisterleistung der japanischen Kunst gewesen. Ihr Umfang nicht entfernt an europäische Schlachtenbilder heranreichend; der genügsame Japaner bannt die Stimmung der wüthendsten Schlacht auf einen halben Quadratmeter. Was sind die Zeichnungen unserer illustrierten Blätter dagegen, die ja ebenfalls jedem wichtigen Ereignis mit dem Stifte nacheilen? Kalte, stumpfe, abgegriffene Berichte gegen die Ergüsse eines Dichtergeistes. Das ist echt japanisch, dass sich die größten Meister Japans sofort mit dem großen Kriegsstoffe beschäftigen. Hier gibt es keine speciellen, gelernten Schlachtenmaler, hier kann jeder alles, wenn er überhaupt etwas kann. Es gibt in Japan nur mehr ein Interesse — den Krieg. So gibt es auch für die Kunst jetzt nur einen Gegenstand — den Krieg.

Die siegreiche Schlacht bei Pön-jang, mit der Korea in die Hände der Japaner fiel, ist einer der kriegerischen Höhepunkte des Feldzuges, der Seekampf bei der Jalu-mündung ein anderer. So sind die Schlachtweisen zu Schiff und zu Fuß die beiden großen Themen dieses

Bildereyklus, die in unablässigen Dur- und Mollvariationen stets packend und ergreifend wiederkehren. Zuerst die Hauptepisoden — die großen Katastrophen. Die Torpedierung des Kow-shing — ein prachtvoller Effect auf dem Bilde, aus welchem man sozusagen das Krachen der Explosion zu vernehmen meint. Ein ungeheurer weißer Schiffsrumpf ragt im grün-blauen Wogentanz auf — der japanische Angriffsdampfer, von dem die Torpedoboote ausschwärmen. Einer hat gewirkt — im grellrothen Feuer fliegt das chinesische Admiralschiff in Stücke, während noch seine Granaten wie feurige Falken auf das feindliche Fahrzeug stoßen. Ganz der alte Kakemonozauber mit seinem Erhaschen des vorübereilenden Moments — aber wie gewachsen mit seinem großartigen Vorwurf! Ein anderer Meerkampf: Kanonen im Wasser beschießen ein chinesisches Panzerschiff. Dunkle Nacht. Von links fährt ein ungeheurer greller Lichtkegel aus dem elektrischen Projectionsapparat durch die Finsternis, in deren Schatten die Bedienungsmannschaft schemenhaft hantiert. Grellrother Flammenschein um das chinesische Schiff, ein Feuerbogen wölbt sich grausig über diesem unglücklichen Opfer der einschlagenden Geschosse. Finster wie der Orkus gähnt darunter das Meer — nur ein paar Wellenspitzen haben Feuer gefangen. Diesem packenden Nachtbilde stellen wir ein anderes gegenüber, das die gleiche Stimmung athmet: heroische Bravour der Menschen und das Walten des ehernen Schicksals. Ein nächtlicher Angriff — finster der Himmel, in dem die Mondesscheibe bleich und traurig schwimmt. Kugeln pfeifen durch die Luft, einen glühenden Feuerpfeil als Blitzspur hinterlassend. Und in dem Kugelregen steht aufrecht der japanische Officier, mit gezücktem Säbel — wie eine Statue

neben dem zitternden, schnaubenden Pferde, das angstvoll die Vorderbeine streckt — die Schützenlinie überwachend, die vorne, halb gedeckt, gegen dunkle Schatten feuert. Großartig gesehen ist die Scene mit dem sinnlichen Auge, großartiger noch erfasst mit dem Geiste eiserner Disciplin, der aus ihr spricht. Recht ostasiatisch und mit einem Anfluge grimmigen Humors gewürzt ist das Blatt mit der Gefangennahme der chinesischen Generale in der Schlacht von Pinyang. Der Maler Jeko hat die volle Unbarmherzigkeit der rohen Scene wiedergegeben: die feisten Mandarine krümmen sich unter den Fäusten ihrer Bewinger, die wenig Federlesens mit den Trägern der Pfauenfeder machen. Prächtig ist der Bajonnettangriff stürmender Japaner auf ein anderes Blatt hingeworfen. Die grimmig entschlossenen Gesichter der japanischen Soldaten contrastieren höchst charakteristisch mit den verzweifelten oder angstverzerrten Fratzen der Chinesen. Der brüllt wuthverzerrt, jener flieht; in betäubendem Schrecken hält der dritte den Strohschild mit der Schreckmaske vor sein Gesicht, mit zitternden Händen flieht ein anderer umsonst um Pardon — über Pulverdampf und Leichen schreitet triumphierend der Gott der Schlachten.

Schwung und Wahrheit ist in allen diesen Bildern. Wie lebenswahr ist der japanische Angriff auf ein schon wankendes chinesisches Corps; die Landschaft bis auf die spitzen Halme des Bodens so echt japanischer Kake-monostil, die Figuren in ihrer europäischen Uniform Geist von unserem Geist! Und so geht es die lange Reihe dieser Schlachtepisoden hindurch: jedes Bild charakteristisch bis auf den letzten Strich, japanisch bis aufs Papier, ein einziger endloser Siegeszug der tapferen Söhne des Mikado über den „braven Soldaten“, wie die bezopften

Streiter des Himmlischen Reiches auf ihrem Rockattest genannt werden.

Wie alles Japanische, sind auch diese modernsten Bilderbögen im Lande selbst von fabelhafter Billigkeit. Ein solches kleines Kunstwerk des Holzstockes kostet dort fünf Kreuzer — bei uns freilich das Zwölfwache. Will man zu den täglichen dünnen Zeitungsnachrichten vom ostasiatischen Kriegsschauplatz die blutige Localfarbe, künstlerisch gebändigt, genießen, so muss man diese Blätter beachten und durchmustern. Aus ihnen lernt man die japanischen Siege ganz und gar begreifen.



Vom Lärm.



Ich glaube, es war Liebig, der die Culturhöhe eines Volkes aus seinem Verbrauche von Seife erkennen wollte. In der That, Reinlichkeit ist Cultur, Reinlichkeit ist Tugend und aller Tugenden Mutter. Ich kenne aber noch einen anderen, ebenso untrüglichen Maßstab der von einer Gesellschaft erreichten Cultur. Es ist der Lärm, den sie verträgt. Je mehr Lärm getragen wird, desto größer die Barbarei. Eine innerlich verfeinerte Welt ist der geschworene Feind jener anderen Unreinlichkeit, jenes lauten Gestankes, der Lärm heißt. Jede feinere Cultur hält sich seufzend Ohren und Nase zu in dem Toben der Geräusche dieser Welt.

Die Sybariten duldeten keine lärmenden Gewerbe in ihrer Stadt: sie schützten mit vornehmer Empfindung die Atmosphäre des Geistes vor lästigen Geräuschen. Die lärmgewohnte Menschheit hat dafür eine kleine boshafte Rache an ihnen genommen: man schalt sie — Sybariten. Was sind aber alle Geräusche Griechenlands gegen die entsetzliche, nie endende Kakophonie des Großstadtlärmes, welcher der moderne Culturmensch hilflos, schutzlos preisgegeben ist? Wir prahlen von wachsender Cultur, von fortschreitender Verfeinerung des Menschen,

und der Lärm und Tumult um uns Unglückliche schwillt fortwährend an — und niemand, der empört die Thür zuschlägt und es dem Gesindel auf den Kopf zusagte, dass es elendes Lärmgesindel sei! Wahrlich, man bekommt den übelsten Begriff, das allerschlechteste Vorurtheil von unserer vielgepriesenen Cultur, wenn man die entsetzlich hohe Steuer bedenkt, welche auf unser Edelstes, die Geistesruhe, gelegt wird, wenn man bedenkt, wie in unserer großartigen Civilisation alles seine sanfte Schonung, seinen tapferen Schutz findet, nur nicht unsere Ruhe, der Mutterschoß aller höheren Geistigkeit.

Dass der Aufenthalt unter heulenden Wölfen Spass sei gegen das tosende Gelärm in den hallenden Straßen unserer schlecht gepflasterten Großstädte, bedarf keines Beweises. Es sind dabei nicht die großen, unser Ohr durchbrausenden Tonmassen, die uns weh thun. Das Gebrüll der Brandung, das Tosen des Wassersturzes, der wüthende Ruf des Sturmes im Krachen der Wetter — wie füllt das alles unser Ohr mit Entzücken, wie rauscht da unsere Seele mit! Auch die Geräusche und der Schall der Arbeit sind es nicht, die uns weh thun. Das Lied des Hammers, der Schrei der Säge, das Pochen und Rammeln der Werkstatt, das Stampfen der Maschinen wird schließlich ertragen: wir leben doch um diesen Preis. Aber was nicht zu ertragen ist, was nicht sein müsste, wenn die Menschen nicht solch grässliche Dickhäuter, so stumpfe, dumpfe Gesellen wären, das ist der betäubende, empörende Lärm der Gasse, gemischt aus Wagengerassel, Läuten und Pfeifen, Hundegebell und Glockengebimmel mit hundert unbeschreiblichen Obertönen, die im Tumulte untergehen. Was nicht zu ertragen ist, das ist die erbarmungslose und unanständige Durchsichtigkeit unserer Häuser

für das Ohr, wodurch wir wie arme Leute eigentlich alle in einer großen Lärmkammer zusammengesperret sind. Was nicht zu ertragen scheint, ist, dass jeder Bube, ja jeder Hund den Denker um die Möglichkeit seiner Arbeit bringen mag, dass der Tagdieb, der Bettler mit einem schauerlichen Lärmkasten ein ganzes Stadtviertel akustisch verpesten darf . . . Aber ich werde mich nicht damit aufhalten, das Elend aufzuzählen, das jedem feineren Kopf täglich ein nagender Verdruss und eine schmerzliche Beschämung ist. Wer mich in dieser Sache nicht auf das erste Wort versteht, gehört eben zu den Dickhäutern. Nicht mit ihnen wünsche ich mich auseinanderzusetzen, sondern mit jenen — und es sind ihrer eine große Zahl — welche den gerügten Nothstand empfinden, ihn aber für unabstellbar, wohl auch für eigentlich unwichtig halten.

Unsere Cultur ist geschaffen, um unverlierbaren und sich stets steigenden Bedürfnissen und Ansprüchen unserer Sinne zu entsprechen. Es gibt so eine Cultur fürs Ohr, wie es eine Cultur durchs Auge gibt. Längst erledigt und ausgebildet ist die Cultur für das Getast. Hieher gehört beispielsweise Bekleidung und Beschuhung, die Eb- nung unserer Wege, die Glättung aller Dinge, das Hand- same, das Schmiegsame in allen Sachen unseres Ge- brauches, ein guter Sitz, ein weiches Lager. Was greif- und fühlbar ist in dieser Welt, das haben wir durch tausendjährige Culturarbeit zur Annehmlichkeit für den Leib umgeformt und gezwungen. Auch das Auge hat sein Herrenrecht längst geltend gemacht; in allen Dingen unseres Lebens ist es allmählich dahin gekommen, dass unbedingt Rücksicht auf unser Auge genommen wird. Das blendende Licht wird gedämpft; das Allzukleine verfolgt

und ausgemerzt, das Dunkle erhellt. Mit hundert Listen und feinen Waffen kommt man dem Auge zu Hilfe, und wer unser Auge beleidigt, der hat sicher den ganzen Menschen beleidigt. Nur das Ohr, der geduldige getreue Eckhard des Lebens, unser Wächter und Warner, ist noch nicht Herr und fühlt sich noch nicht Herr in unserer Cultur.

Nach seinem innersten Wesen immer geöffnet für die Welt und ihre Kunde, hat es sich noch nicht das Herrenrecht der Wahl, des Nein errungen, immer noch nichts als der Slave, der bei jedem Rufe erschrickt und horcht . . . Dieser passive Charakter des Gehörs, ursprünglich eine biologische Nothwendigkeit ersten Ranges für das unsichere Leben der Uncultur, wird aber in der Cultur eine verhängnisvolle Schwäche. Oder habe ich es für die Sicherung und Erhaltung meines Lebens vielleicht nothwendig, dass mir der Wächter im Ohr von jedem X oder Y erzählt, der rasselnd zur Bahn fährt, von jedem Mistwagen, der den Kehricht der Stadt sammelt, von jedem Hund, der getreten wird, von jedem Lümmel, der die Lippen spitzt und sich eins pfeift? Dieser überflüssig gewordene Spion und Kundschafter im Ohr der Culturmenschheit ist also unser Jammer. Einem solchen physiologischen Nothstand soll nun eben die Cultur mit ihren Mitteln zu Hilfe kommen. Unser überflüssiges Gehör können wir uns nicht abgewöhnen; wohlan, so gewöhnen wir uns den überflüssigen Lärm ab.

Dass in der That viel überflüssiger Lärm gemacht wird, mag der Culturmensch am allerwenigsten bestreiten. Besehen wir uns ein wenig die Lärmquellen, unter deren Ergiebigkeit wir, zumal in den großen Städten, zum heillosen Schaden der Sinnigkeit unserer Existenz so empfind-

lich leiden! Da ist das Gerassel des Wagenverkehrs in den hallenden Straßen. Pfui über die faule Technik, die uns keine geräuschlosen Fahrbahnen, kein lautlos rollenden Räder aufzwingt! Trappelnde, keuchende, stolpernde Pferde vor unseren Wägen! Und hüh! und hott! Und infames Klatschen der Peitsche. Welch urzeitlicher Behelf! Sind wir denn anders als Kirgisen? Hundegebell rechts und links, von geplagten Zughunden an der Leine, von frechen Kötern hinter allem, was rollt und läuft, uns in die Ohren geschrien. Bellende, heulende Hunde unsere Gefährten und Genossen! . . . Wildenleben! — Die liebe Jugend, die Kinder! Man lasse einmal diese süßen Kleinen so nach unseren Augen stechen, so auf unsere Finger zielen, als sie uns mit Schreien, mit Pfeifen und Trompeten die Ohren zerreißen, und wir werden außer uns sein vor Entrüstung! Aber bloß Lärmen? Jugend will sich doch austoben.

Das heißt: ähnlich wie der wilde, culturlose Mensch ist das Kind allerdings naturnothwendig lärmender als der Erwachsene. Es schreit, wo wir reden; es tobt, wo wir uns vergnügen. Aber dass immer nur die Partei der Kinder ergriffen wird, wo ihre Lust mit dem Ruhebedürfnis des Erwachsenen in Conflict kommt: ist das Cultur? — Es gilt ein paar Krüppel zu versorgen, traurige allzuviele, und die Behörden verpfänden, ja verathen ihnen die Arbeits- und Seelenruhe der ganzen Stadt und lassen sie gegen unsere armen Ohren los, man weiß es schauernd, womit! . . . Ist das Cultur? Und wenn die Menschen irgendwo rasten und sich zur Erholung zusammensetzen, bei ihren Vergnügungen, in ihren Restaurants: betäubender Wortschwall, endloses Stuhlgerücke, Teller- und Messergeklapper, eine Orgie widriger

Geräusche, in deren Qualen die Seelen sich ausspannen und weiten sollen: nochmals gefragt, ist das Cultur? . . .

Nein, wahrlich mit unserer Cultur fürs Ohr ist es noch schlecht bestellt. Was kann es für ihren Fortschritt ausmachen, dass die Musik dem modernen Menschen ein Zauberreich schuf, wie es uns nie offen gestanden — wenn das gemeine Leben sich stündlich mit schmutzigen Füßen durch diese Zauberpforte eindringen darf? Wie weit sind wir hier noch von jenem Zustand entfernt, der fürs Auge bereits erkämpft ist? Seit Schopenhauer seine zornige Nänie und Threnodie über Lärm und Geräusche geschrieben hat, ist es damit nicht besser, vielmehr in den großen Städten, den Hochsitzen der menschlichen Intelligenz, nur noch viel schlechter geworden. Immer mehr Lärm und immer weniger Rücksicht auf die andern, die Geistigen! Wie wenig allgemein ist noch das Gefühl, dass alles Laute, Grelle, Tumultuöse Pöbelart, Wildenmanier sei; alles Vornehme dagegen still, gedämpft, wie auf Teppichen wandelnd. In diesem Punkte fehlt es uns noch ganz an der Erziehung. In jeder Schule sollte als elftes Gebot gelehrt werden: Du sollst nicht lärmern. Die Öffentlichkeit, ja die Polizei sollte darüber wachen und sofort einschreiten, wo man uns mit muthwilligem, überflüssigem Lärm quält; wie es bei einem entsprechenden Attentat auf unsere Augen sicherlich sofort geschehen würde.

Ich wünsche da beileibe kein Taubstummenideal verwirklicht, sondern nur einen wahrhaft heillosen Zustand gemildert, der an unseren besten Kräften zehrt. Wieviel Gesundheit, Heiterkeit, Wohlgefühl würde der Menschheit damit gerettet, wieviel durchhärgerte, uns verdorbene Stunden würden fruchtbar werden, wenn sich die

Menschheit den überflüssigen Lärm abgewöhnen wollte.

Aber mit dieser Entpöbelung unserer Cultur wird es noch eine gute Weile dauern, wie mit jeder anderen. Das Volk hat vorläufig noch andere Sorgen. Es wird leider immer mehr Sinn haben für die Herabsetzung der Zuckersteuer als für die Milderung der — Lärmsteuer.



Aus dem Lungau.



Von den alterthümlichen Gaulandschaften Salzburgs mit den schönen, unverständlichen Namen, neben dem gesegneten Pongau und dem herrlichen Pinzgau ist der rauhe Lungau immer eine Art Aschenbrödel gewesen. Natur und Geschichte haben sich zusammengethan, um den hochgelegenen, vielfach unwirtlichen Gau, auf welchen die Tauernkette ihren frostigen Hauch herabsendet, als abgeschlossenen Erdenwinkel in Armut und Bescheidenheit zu erhalten. Die grüne, fröhliche Mur ist gleichsam der einzige Ariadnefaden, der aus dem Bergverliess des Lungau in die freie, offene und gesegnete Welt führt, wo der Wein wächst und die goldene Brotfrucht wirklich schon im Sommer reift. Sonst haben wir hier nur eine Folge von Hochthälern, denen die Berge sozusagen den Athem verlegen, und die lastende Umwallung des Hochgebirges. Die Luft des Lebens ist dünner und die Sonne scheint ferner.

Auf dem Rade rollte ich vor nicht langer Zeit, aus der grünen Steiermark kommend, dem Lungau zu. Die Mur aufwärts geht die schöne weiße Straße Hügel auf, Hügel ab, und die Gegenwart des traulich plätschernden Flusses, der ein so echter steierischer Landsmann ist,

macht uns die Landschaft sogleich vertraut. Es ist bei Unzmarkt, wo sich das obere Murthal weit öffnet, um sich der Steiermark als Kamerad gleichsam an den Arm zu hängen. Ein altes, verfallenes Schlösschen schaut aus leeren Fensterhöhlen blauäugig ins Thal hinab, ein bescheidenes Kirchlein steht als Nachbarin daneben. Es ist die unerwartetste Erinnerung, die darüber wie ein Rosawölkchen schwebt: Ulrich von Liechtenstein, der Frauenritter, gebot einst auf dem Schlösschen, und in dem Kirchlein liegt er begraben. Wer nicht ein Literarhistoriker von Beruf ist, schüttelt erstaunt den Kopf; er möchte den romantischen Galan grausamer Schönen überall eher zu Hause wännen als hier, wo die Luft so gesund, der Wald so würzig haucht. Hoch auf dem alten Thurme steht hier keineswegs des Ritters edler Geist . . . Der Vorüberfahrende macht sich wenigstens nicht viel aus seinem Geistergruß und rollt an weidenden Kuhherden und pochenden Hämmern vorbei.

Und die Straße steigt und steigt und fällt hinter dem Bühel nicht mehr so tief herab. Die Berge rücken enger zusammen und wachsen in die Höhe. Tiefer rauscht unten im Thal der schäumende Fluss. Die Leute grüßen in einem andern Tonfall, und die Pferde vor den Wägelchen und den schweren Holzlasten beginnen vor dem Stahlrösschen zu schnauben und zu springen. Die Weiler werden seltener und die Dörfer sind nicht mehr mit einigen festen Tritten in die Pedale zu erreichen. Ein Bub und zwei Mädeln mit Schulzeug traben die Straße entlang; sie haben eine starke Wegstunde zur nächsten Dorfschule zu laufen.

Längs der Straße auf den Wiesen scheint der Frühsommer zurückgekehrt: in bunten Farben stehen die Wiesenblumen alle, die bei uns die Sense längst gemäht

und die Kuh gefressen hat. Und eine Menge neuer dazu, die ich nicht kenne. Sie alle sind mit den lustigen hellen und tiefen Farben der Höhe geschmückt. Der arme Klee selbst trägt eine Purpurperücke, und das weiße Gänseblümchen hat von der frischen Luft ein rosiges Gesichtchen bekommen. Die gelben Kornstreifen in der Landschaft verschwinden fast. Auch sind sie noch gar nicht gelb, sondern recht blass und grün und reifen noch immer langsam der Ernte entgegen. Der wichtigste Besitz der Lungauer trottet in der weidenden Herde an uns vorbei — ohne Geläute, ernsthaft, verschlossen, wie die ganze Landschaft ringsum. Dem Gedeihen des Rindes gilt hier der Wunsch und das Gebet des Menschen, und die zahlreichen Viehtafeln, die dem heiligen Leonhard, dem Viehpatron, an Bäumen aufgenagelt werden, sind sprechende Documente solcher volkswirtschaftlichen Existenz. Im einfältigen Kunststil der Marterln empfehlen sich Ochs und Kuh dem Schutze des Heiligen, auch Ziege, Schaf und Schwein, und das arme Vieh selbst, das auf dem kunstlosen Gemälde sich um den Schutzpatron schart, redet beweglich von seiner Noth und Abwendung aller Gefahr. Nicht selten findet man noch im Lungau unter der Stallschwelle eingegraben den „Stallsegen“, eine eiserne Thierfigur von prähistorischer Einfachheit, je nachdem ein Rind oder ein Pferd vorstellend, wohl auch einen Bock mit gewundenem Gehörn, die der Volkskunde aus älterer Zeit wohlbekannt sind und in Gnadenkapellen auf den Straßen des alten Viehtriebes manchmal noch massenhaft aufgefunden werden. Sie halten die Viehseuche vom Stall oder der weidenden Herde fern, denn, wie ein alter derber Spruch sagt: „Weibersterben is ka Verderben, aber 's Rossverrecken, das is a Schrecken.“ Und so

waltet denn auch ein ganzer Himmel von Schutzheiligen neben Leonhardus noch über dem Lungauer Gethier.

Einige Wegstunden hinter Murau, nach welchem bald die Lungauer Landschaft beginnt, läuft die Straße über einen beträchtlichen Berg zum malerischen Gebirgskessel herunter, in welchem der Markt Tamsweg liegt. Ein großer Brand hat vor einigen Jahren fast gänzlich den alterthümlich verbliebenen Ort zerstört, in welchem manche Geister alter Sitte noch bei hellem Tage durch die Gassen schritten. Solch eine Spukgestalt war der berühmte Tamsweger Samson, der alttestamentliche Held mit dem Eselskinnbacken, der in festlichen Tagen hier durch die Gassen zog und die Philister schlug. Zwölf Schuh hoch und darüber war der Riese, und er tanzte majestätisch zum Gefiedel der Prangmusik einen Landler, mitten in der ernststen Procession: — denn nicht umsonst hatte er die Philister geschlagen. Und zwei Zwerglein mit großen, dicken Köpfen trippelten mit ihm — wie der Riese Spukgestalten aus alten Tagen, treu bewahrte Überreste aus dem Mittelalter und seinen Frohnleihnamsspielen, die in der Abgelegenheit dieser Gegend und dem starren Gemüth des Lungauers sich besser conservierten als der Käfer im Spiritus. Warum es gerade der alttestamentliche Riese und Held gewesen, der in der Liebe des Volkes hier haften geblieben und mehrfach noch immer aufersteht, wie in St. Georgen, in Mauterndorf, Mur und sonst in den Lungauer weltvergrabenen Ortschaften, wo er zur Sommerszeit durch die Flur schreitet, mit ernsthafter Kriegermine, die Partisane geschuldert, und das lange Haar weht ihm im Winde? . . . Kein Wunder, dass es Kraft und Muth vor allem verehrt, das arme Lungauer Volk in seiner unwirthlichen Heimat, wo die Tannen höher

und die Felsen steiler emporragen und der Lebensmuth trotziger und härter sein muss, um auszuhalten, als anderwärts.

Wieviel schöne alte braune Häuser bei der großen Brunst vor etlichen Jahren in Tamsweg zugrunde gegangen sein müssen, sieht man an den zahlreichen hässlichen neuen Häusern, aus denen der Ort jetzt besteht. Ziegeldach und Blechdach glänzen nun in der Sonne, und garstige Fronten blicken dem Wanderer seelenlos in die Augen. Hie und da guckt, von dem gefräßigen Flugfeuer wunderbar verschont, ein urväterlicher Bau mit schwerem lastenden Dache, gebräunt und verraucht aus der frisch getünchten Umgebung heraus. Zierlich ist die Hauswand um die kleinen Fensterluken herum mit allerlei Geblümel und Zierrath bemalt. Auch die Hauskanten zeigen sich noch oftmals so ausgeputzt, und vor allem trägt das Haus irgendwo — in merkwürdiger Abwechslung des Ortes — sein frommes Bild, unter dessen Schutz es steht. Da habe ich zu wiederholtenmalen eine sehr alte seltsame Darstellung gefunden, die schon längst verpönt und vergessen ist und gewiss aus dem Mittelalter stammt.

Es ist die heilige Dreifaltigkeit, dargestellt als ein Gesicht mit vier Augen, drei Nasen und drei Mundöffnungen, eine wundersame volkstümliche Arithmetik, mit der die Volkseinfalt das Geheimnis der Trinität begreifen wollte. Und diese monströsen Bilder hängen fest an Haus und Giebelwand; sicher käme wohl ein Unwetter, Schauer oder Blitzschlag, wenn der Bauer das „G'mald“ anrühren oder gar weggeben wollte. Ach, immer kommt im Lungau gleich ein gar böses Wetter oder geschieht sonst ein Hexen- oder Teufelswerk, wenn man hier etwas thun soll, was man bisher nicht gethan. So bleibt alles lange beim Alten — und das Alte ist gut.

Trotzdem ist auch das Lungauer Volk geschichtlich längst verarmt. Was es einst gewesen, was es gelebt und gekonnt hat, davon sind in dem sagenumsponnenen Schlosse des Grafen Wilezek in Moosham pietätvoll die Zeugnisse gesammelt. Es ist das Schatzkästchen des Lungau. Wer da sehen will, wie das Volk hier einst das prächtige Holz, das ihm in den Wäldern wuchs, in erlesener Schnitzkunst zu verarbeiten wusste, wie es webte und wirkte — die Lungauer Wirkteppiche sind längst ausgestorben — wie es zu hämmern und schmieden wusste, und wie über all seiner Arbeit der Hauch innerlicher Tüchtigkeit und eines saftigen Humors lag — der scheue nicht den steil anstrebenden Weg zu dem hochragenden Schlösschen, in welchem ein gutes Stück der Culturgeschichte des Lungau aufbewahrt wird.

Wo die Lungauer Landschaft schon hart gegen die Radstätter Tauern angedrückt ist, liegt, am Ausgange des kühlen Twenger Thaales, die Schlossruine Mauterndorf, von rauschendem Wasser und Tannendunkel umgeben. Wahrzeichen alter bischöflicher Zwingherrschaft blickt sie ins Land. Sie hat einen Hungerthurm und schaurige Sagen. Die Salzburger streitbaren Erzbischöfe saßen auf dem Schlosse, strenge Gebieter, die oft blutiges Gericht hielten und kurzen Process zu machen wussten. Unbotmäßige Mannen wurden nach der Feste verschickt und verschwanden . . . Mauterndorf, ein salzburgisches Sibirien. Köstliche Spuren alter Zeit schlummerten noch in dem verfallenen Schlösschen, als es vor einigen Jahren aus seinem dauerhaften Ruinenschlafe geweckt wurde. Nun soll es neu erstehen, und alle Kunst und Wissenschaft, die ganze Magie des Geldes wird aufgeboten, um die Geister der Vergangenheit zu beschwören und den genius

loci wieder aufzuwecken. Schwarzbärtige Italiener kriechen wie die Ameisen wimmelnd aus allen Fenstern und Thüren des alten Baues, mit Kelle und Säge beschäftigt, die reinen Umriss des Mittelalters lugen wieder durch das junge Grün der Tannen, und der Fall der Taurach hinter dem Schlosse donnert dem neuen protestantischen Schlossherrn aus Berlin dieselbe Melodei ins Ohr, wie dem alten Leonhard, Erzbischof und Protestantenaustreiber.

Als ich nach Mauterndorf kam, war gerade für den nächsten Sonntag zur Kaiserfeier ein Volkfest im Grünen angesagt. Man kennt die Volksfeste von heute in den Alpenländern. Viel Lärm, Krachen der Büchsen mit majestätisch nachrollendem Echo, fidele Jodler und Juchezer und das Zirpen der Zither; vor allem aber der derbe Tanz, fliegende Kittel und Stampfen der Bauernstiefel. Ei, was war das für ein seltsames Volkfest im Lungau. In einer schönen, schattigen Waldlichtung war der Festplatz wonnig genug erkiesen. Ein Schießstand war auch aufgethan, und der Zieler in dem mittelalterlichen Narrenkleid lief aus seiner Bretterhütte, die Treffer mit dem Stabe aufzuzeigen. Aber er machte nicht die lustigen Sprünge wie sonst, er stand nicht ein einzigesmal auf dem Kopfe. Er juchezte nicht einmal — niemand, niemand juchezte. Ernsthaft, still, trocken standen die Leute beisammen und tranken ein Glas, nicht mehr, und giengen wieder ihres Weges. Die ungeheure Figur des Samson stand hochaufgerichtet über dem Platze und schaute ernsthaft auf das stille Völkchen herab. Kein Bursche, dem es einfiel, den Arm um ein Dirndl zu schlingen und es im Tanz herumzuschwingen, kein Mund, der sich zum Singen aufthat. Wer wird im Lungau tanzen und singen, so lange die Ernte noch auf dem Felde steht? Da käme

gewiss das bewusste Wetter über die Tauern und schlänge die Fechsung zusammen! Es dunkelte lange noch nicht, als ein paar stämmige Männer den Samson auf die Schultern luden und der Zug still ins Thal hinabtrabte. Ein paar Kühe stellten sich neugierig und schweigsam zur Seite und sahen dumm auf die ungewohnte Schar.

Kalt und still die Nacht, die auf die Lungauer Tage folgt. Ein Sternengewimmel von herrlicher Pracht glänzt durch die kühle, dünne Luft. Alles setzt sich in die warme Stube um den schweren Eichentisch in der Ecke. Es gilt nur mehr einigen stillen Trinkern, die sich gerne mahnen lassen, wenn der Nachtwächter draußen, mit dem schweren Spieß, den Ruf erschallen lässt:

Lost auf, ihr liebe Leut',
Wia heut' da Wochta schreit,
Der euch die ganze Nacht,
Zu jeder Stand' bewocht.
Lost auf und lasst euch sog'n,
Da Hommer hat schon neune g'schlag'n.
Gott grüß' euch nun dieselbe Stund',
Die er euch hot verkund'.
Hot neune g'schlag'n.

Um zehn schläft schon der ganze Lungau.



Die Trauersitten.



Die Woche der Todten steht mit dem Allerseelentag wieder vor der Thür; und der Tod mit der Trauer, die er hinterlässt, ist wieder das große Thema dieser Tage. Die individuelle Trauersitte wird jetzt für kurze Frist allgemein; alte Bräuche, mit denen wir unsere Betrübniß auszudrücken gewohnt sind, geben dem Bilde der Öffentlichkeit ihre dunkle Farbe, und wir gleichen in der liebevollen Erinnerung an unsere Abgeschiedenen einem ganzen Volke von Leidtragenden. Das ist vielleicht der Augenblick, das öffentliche Interesse für die Formen unserer Trauersitten in Anspruch zu nehmen, auf ihren eigenthümlichen Ursprung hinzuweisen und so des außerordentlichen Grades innerer Verfeinerung und der allgemeinen Gefühls- und Gedankenerhöhung inne zu werden, welcher uns, die wir jene hergebrachten Trauersitten noch immer befolgen, doch von jenen Zeiten trennt, die dieselben geschaffen haben.

Die Übereinstimmung der Trauersitten unter den Völkern beweist, dass dieselben nicht conventionell oder willkürlich, sondern dass sie der Ausdruck gewisser, überall vorhandener Ideen und Absichten sind. Ihr Fundament ist ein psychologisches. Ihr Sinn ist von Haus

aus kein symbolischer, sondern ein ganz concreter; man hat es bei ihnen nicht mit sinnigen Gemüthsäußerungen, sondern mit Vorkehrungen und Handlungen voll bewusster Zweckmäßigkeit zu thun. Diese Sätze werden ihre volle Verständlichkeit erst erhalten, wenn uns der Ursprung unserer Trauersitten durch die Betrachtung ihres ethnographischen Fundaments klar geworden ist. Scharfsinnige Forscher, wie der Engländer Frazer, der Holländer Wilken, haben auf Grund umfassender Beobachtungen bei den verschiedensten Völkern des Erdballes die Principien hiezu festgelegt. An ihrer Hand schreiten wir zu einer kurzen Entstehungsgeschichte unserer Trauerbräuche, die den Gefühlen unserer Pietät entsprechen, ohne aus ihnen ihren Ursprung genommen zu haben.

Es sind keine Gefühle trauervoller Anhänglichkeit, welche die Menschen ursprünglich mit ihren Abgeschiedenen verknüpften, sondern im Gegentheil trennt sie Furcht und Angst von ihnen und ihrer — Rache. Unheilbare Ignoranten des Todes, wie die Menschen von Haus aus sind, fassen sie die Thatsache der Entseelung nicht. Daher wohnt in den Anfängen der Menschheit der Tod nach wie vor nahe dem Leben — als abgeschwächte, reducierte, als Spuk- und Schattenexistenz, und man hat nur die Sorge, wie man sich vor seiner Nachbarschaft, seinen Ansprüchen, seinem Zorn schützen soll. In radicaler Weise thun dies viele primitive Völker, indem sie das Haus oder den Platz, wo der Sterbefall stattgefunden, eiligst verlassen und dem Geiste des Geschiedenen preisgeben. Denn die Seele weilt nach uraltem Glauben der Völker dort, wo sie mit dem letzten Seufzer des Sterbenden dem Körper entflohen. Dieses radicale Auskunftsmittel ist natürlich bei sesshaft gewordenem Leben nicht mehr aus-

föhrbar ; nicht das Leben weicht hier, sondern der Todte wird fortgebracht. Die größte Sorge ist hiebei nur, dass der Verstorbene nicht zurückkehre, und eine Reihe der merkwürdigsten Bestattungsbräuche, die zum Theile auch noch in unserem Volke herrschend sind, verdanken dieser Absicht ihre Entstehung. Man schafft in diesem Sinne die Leiche nicht zur Thür, sondern zum Fenster oder unter der Schwelle aus dem Hause hinaus, und in derselben Absicht einer Irreföhrung der Seele trägt man die Leiche mehrmals um das Haus herum oder bringt sie eilends, im Laufschritt — wie dies vielfach vorkommt — zum Grabe, das hastig zugeschüttet wird. Das Bestreuen des Weges mit Asche, um die Spuren zu verwischen, ist wohl anfänglich zu ähnlichem Zwecke geschehen. Auch die Sitte, die Begräbnisse in die Nachtzeit zu verlegen, wie dies z. B. bei den alten Römern der Fall war, hat nach ihren zahlreichen durchsichtigen ethnographischen Parallelen ursprünglich den nämlichen Zweck einer Desorientierung des Geistes, der den Weg ins Haus, das er verlassen musste, nicht zurückfinden soll.

Alle diese Vorkehrungen, durch die so conservativen Begräbnissitten versteinert und bis auf unsere Zeit gebracht, haben in unseren civilisierten Gewohnheiten keine Stelle mehr; aber es gibt eine Reihe von Veranstaltungen, in denen wir meistens nichts als einen poetischen Stimmungsausdruck sehen, die eine ebenso primitive, roh sinnliche Grundlage haben wie die eben angeführten Bräuche. In erster Linie gehört das Glockenläuten im Momente des Verschheidens und beim Begräbnisse hieher. Bei allen primitiven Völkern wird bei diesen Gelegenheiten ein furchtbarer Lärm gemacht; man schießt, man schlägt die Trommeln oder den Gong, man bringt alle Musik-

instrumente vor — kurzum man vollführt einen schrecken-
erregenden Lärm, welcher die enteilende Seele hinweg-
schrecken soll. Im Gegensatz zu dem fürchterlichen
Spectakel während des Todes und der Bestattung ist
nach dieser Zeit vielfach die unbedingtste Stille im
Hause oder im Dorfe — bei größeren Häuptlingen in
einem ganzen District — Gebot der Sitte: die hinweg-
gescheuchte Seele soll, falls sie zurückkehrt, getäuscht
werden durch den Glauben, sie habe einen unbewohnten
Ort vor sich! Wie abgeklärt ist freilich das Überlebsel
hievon in unserem Todtenläuten und der Stille des
Trauerhauses — aber es hat seinen letzten Ursprung
doch auch in solchen kindlichen Ideen und Gewohn-
heiten.

Dass die Trauersitten überall in erster Reihe die An-
gehörigen und Verwandten des Verstorbenen verpflichten,
hat seinen Grund in der naturgemäßen Vorstellung, dass
der Todte sich zunächst an diese wenden und sie mit
seinen Anliegen, seinem Zorne verfolgen werde. Auch für
die Formen dieser von uns allen noch bethätigten Trauer-
gewohnheiten erhalten wir durch die vergleichende Völker-
kunde den richtigen Schlüssel ausgeliefert, der uns freilich
damit das Thor zu einer dunklen und recht unschönen
Vorstellungswelt aufschließt. Die strenge Separation und
Zurückgezogenheit, welche den Hinterbliebenen auch noch
durch unsere Sitte für die erste Zeit nach dem Todesfalle
auferlegt wird, hätte hienach ihren Grund in der Ab-
sicht, die nächsten Angehörigen vor den Besuchen der
Geister zu schützen. Aber dies genügt nicht. Man muss
sich für dieselben persönlich unkenntlich machen. Hier
liegt nun der Ursprung der Trauerkleidung. In aller Welt
verändern die Angehörigen nach einem Sterbefalle die

Tracht; wo keine solche existiert, wird wenigstens der Körper angemalt und dadurch unkenntlicher gemacht. Schmuck wird aus demselben Grunde entweder gänzlich abgelegt oder mit einem dunklen Zeug überwunden. Wir erkennen ohne Mühe darin unseren Trauerflor, mit dem wir Hut oder Degen, Fahne und Trommel umwinden. Besonders ist es der Kopf, der übereinstimmend bei allen Völkern in der Trauerzeit verhüllt wird — der Trauerschleier unserer Damen hat hier seine Ahnenschaft. Selbstredend hat nicht jeder Trauerschmuck, der bei den verschiedenen Völkerschaften anzutreffen ist, die Bedeutung einer Vermummung gehabt; aber von den civilisierten Überbleibseln der Trauertracht wenigstens gilt diese Ansicht mit großer Wahrscheinlichkeit.

Fest eingebürgert in unserer Sitte und daher nach Möglichkeit respectiert ist das sogenannte Trauerjahr, das uns die Beobachtung der Trauersitten: die Zurückgezogenheit im Hause, das Tragen der Trauerkleidung und vor allem die Enthaltung von dem Abschlusse eines neuen Ehebundes, für diese Frist zur Pflicht macht. Wenn hierin gleichsam der Gedanke einer Abfindung der Verstorbenen bezüglich ihrer dauernden Anrechte an die Überlebenden zum Ausdrucke zu kommen scheint, so bestätigt uns die Völkerkunde mit den zahlreichen Analogien dieser Erscheinung, die sie aus dem primitiven Völkerleben beizubringen in der Lage ist, jene Auffassung vollinhaltlich und in drastischer Weise. Die Todten werden bei allen culturlosen Völkern nur eine Zeitlang gepflegt und gefürchtet; sowie die Erinnerung an dieselben verblasst, hört ihr Cult auf, und an den Abschluss desselben pflegen deshalb viele Völkerstämme eine Art Schlussfest zu setzen, nach welchem die Seele definitiv ins ferne Todtenreich wandert, um nicht wieder-

zukehren. Ein letzter Nachhall dieser bewussten Abfindungen liegt auch in unserem Trauerjahre vor. Das Verbot der guten Sitte, innerhalb dieser Frist eine neue Ehe einzugehen, ist ebenfalls der Niederschlag uralter Anschauungen und Gewohnheiten, die mit seltener Übereinstimmung das eheliche Band auch mit einem Verstorbenen als nicht aufgelöst ansehen. Diese Anschauung, welche vielfach bis zu einer Art schreckenerregendem Vampyrismus ausgebildet erscheint — wovon Goethes „Braut von Korinth“ ein classisch abgeklärtes Beispiel — wird freilich mit dem Fortschreiten der Cultur abgeschwächt und muss mit sich pactieren lassen, und der Ausdruck hievon ist eine ganze Reihe von Ceremonien, welche nach einer gewissen Zeit — oft einer Reihe von Jahren — den überlebenden Theil von dem Verstorbenen feierlich loslösen. Ohne Ceremonie ist auch unser Trauerjahr gleichsam das letzte versteckte Überbleibsel eines solchen Pactes.

Wie conservativ die Menschheit gerade in allen Angelegenheiten ist, die mit dem Todten zusammenhängen, davon ist ja bekanntlich das große allgemeine Trauerfest, welches uns in diesen Tagen auf die Friedhöfe zu den Ruhestätten unserer Entschlafenen hinausführt, der deutlichste Beweis. Allerseelen ist ein regelrechtes altes Seelencultfest. Die altererbten heidnischen Vorstellungen von den „umgehenden“ Seelen haben hier ihre kirchliche Sanction und Weihe erhalten. Wir mögen noch so geistesfrei, bloß von Pietät und Liebe veranlasst, zu innigem Gedenken an die Grabhügel wallfahren, um sie mit Blumen und Kränzen zu schmücken: wir sind hierin doch nur die Fortsetzer unserer gedankenschwachen Ahnen, welche den Tod nicht verstanden und ihn zu einem Schattenleben gemacht haben. Denn wäre es uns dabei von vornherein nur um die Er-

weckung lebhafterer Erinnerung zu thun, so müssten wir wohl daheim, in der alten Umgebung der Geschiedenen, dieselbe am lebhaftesten wiederfinden!

Als Ergebnis unserer ganzen Betrachtung stellt sich die ziemlich klare Erkenntnis heraus, wie Gefühle der Pietät sich herausbilden, was für eine Vorgeschichte sie haben und wie weit die Strecke ist, bis sie sich mit veredeltem Inhalte erfüllen. Ihren Ursprung haben sie in Furcht und Grauen, wie fast alles Menschliche; aber ihr Ziel in der Sittlichkeit, dem Endpunkt, dem jede humane Entwicklung unbewusst zustrebt.



Die Todteninsel.



„Aus dem Nichts hervorgegangen, leben wir unser kurzes Dasein, das einzige, das uns beschieden ist, um wieder in das alte Nichts zurückzukehren“: dies unsere skeptische Ansicht vom Leben und Sterben. Eine Verklärung, eine Fortdauer über das Grab hinaus, in dem wir ruhen werden, erhoffen wir in dem Andenken unserer Lieben, in der Erinnerung der Menschen, in unseren fortzuziehenden Werken — das übrige ist Staub und Asche. Wir rufen es wohl der enteilenden Seele nach, wir schreiben es ihr selbst auf den Grabstein in goldenen Lettern: Auf Wiedersehen! Aber unsere Zuversicht steht nicht wie ein Fels: wo? wie? Uns quälen diese dunklen Räthsel und müssen es. Und wenn doch die ragenden Obeliskten auf den Gräbern allenthalben der Hoffnung ihre Bahn weisen, so sagt uns die abgebrochene Säule daneben mit ernster Aufrichtigkeit, dass unser Dasein nur ein Bruchstück, ein Torso, dem keine Vollendung beschieden ist.

Glaube und Phantasie, inspiriert von Schmerz und Angst, haben in aller Welt seit den ersten tastenden Versuchen der Speculation danach gestrebt, diese ernste, kahle Wahrheit mit tröstlichem Grün der Hoffnung zu umspinnen. Der Mensch ist von Haus aus ein unheilbarer

Ignorant des Todes. Im dunklen Bewusstsein der Unzerstörbarkeit seines eigentlichen Wesens hat er seit jeher der abgeschiedenen Seele eine Bahn zur Fortdauer gewiesen, einen Weg, der wohl aus dem Lichte der Erde, niemals aber ganz aus dem Leben hinausführt. Im Anfange sind es noch ganz ärmliche und rührende Täuschungen, grobe Schleier, welche den unerbittlichen Ernst des Todes verhüllen; aber später, wenn es dem ängstlich gewordenen Verstand deutlicher wird, was Tod ist und ewiges Abscheiden: da reißt der Schmerz die Fackel empor und schleudert sie hinüber ins dunkle Reich, da tastet die Liebe weinend an dem verschlossenen Thor und schleicht der Gedanke, ein armer Blinder, voll unerschöpfter Geduld im Unbekannten suchend umher. Da baut dann der Schmerz schon viel künstlichere Kartenhäuser; die wehmüthig-grauen Bilder, welche schleierhaft sich vor das kritische Denken legen, werden lebhafter und eindringlicher. Das Gewissen mit seiner unabweislichen Forderung einer ausgleichenden Gerechtigkeit wird aufgerüttelt und muss mit seiner großen stillen Macht dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode zur Stütze dienen, und so entsteht, einer Kette mit immer gewaltigeren Gliedern vergleichbar, die nur leider nirgends fest verankert ist, der Unsterblichkeitsglaube der Menschheit, welcher von der rohen Speisung des Leichnams bis zur Wiedergeburtstheorie des Buddhismus unzählige Stufen erklommen hat, um, auf der Spitze angelangt, in Skepticismus umzuschlagen.

Mit welchen Märchen sich die Menschheit gleich einem ängstlichen Kinde über die unerbittliche und nicht misszuverstehende Thatsache des Todes getröstet hat, zeigt die in aller Welt heimische Mythe von der seligen Todten-

insel, welche als die häufigste und stetigste Phantasieform der Unsterblichkeit bezeichnet werden kann. Noch in letzter Zeit hat ihr ein großer Künstler in einer seiner Schöpfungen ergreifenden Ausdruck geliehen. Arnold Böcklins Bild: im dunklen unbewegten Ocean eine öde Insel, mit düsteren Cypressen und weißem Marmorhause, darüber lastend ein bleierner Himmel, der im tiefen Ernst auf den Kahn niederschaut, welcher mit einem Sarge langsam durch die Flut zieht — ist ein gemalter Weltmythus, der durch die ganze Menschheit geht. Der Fall ist ja nicht selten, dass Dichter und Künstler in einem ihrer Gesichte, wo sie ganz individuell zu sein scheinen, nur als die Fortsetzer und Vollender altererbter Phantasien, die ihnen, gleichsam unterirdisch forttrieselnd, zugekommen sind, auftreten.

In den Anfängen der Menschheit wohnt der Tod nach wie vor — als abgeschwächte, reducierte, als Spuk- und Schattenexistenz nahe dem Leben, sozusagen unter Einem Dache mit ihm, mit allen Bedürfnissen der Lebenden, deren Befriedigung freilich etwas summarisch abgemacht zu werden pflegt. Das ist der ursprüngliche Standpunkt des natürlichen Menschen, heute noch des Negers. Eine spätere Vorstellungsweise, die sich von dieser unheimlichen Nachbarschaft zu befreien gewusst hat, versetzt Leben und Reich der Todten in die Ferne, in ein ehrenvolles Exil irgendwohin am Ende der Welt. Es entwickeln sich die Vorstellungen von fernen Todtenreichen, meist nach dem Untergange der Sonne gelegen, zuweilen auch in der Idee, dass das Leben dahin zurückkehre, woher es gekommen, nach dem Aufgange der Sonne. Das sind die glücklichen Jagdgründe der Indianer, die fernen Todtenländer der Steppenvölker Asiens.

In der Phantasie der Meeranwohner nun leih naturgemäß das unendliche Meer in seiner unabsehbaren Weite den Raum zur Unterkunft der (womöglich wegzubringenden) Todten, und so taucht hier in verschwommener Ferne die Todteninsel phantastisch empor. Einerseits ein durchaus natürliches und selbstverständliches Auskunftsmittel, hat die Vorstellung von der Todteninsel so viel Mysteriöses für die Phantasie der Menschen aller Breiten gehabt, dass sie in der That als die classische Verkörperung der menschlichen Unsterblichkeitsidee gelten darf. Der christliche Himmel und die Hölle, Vorstellungen, die jetzt freilich die ganze Erde überspannen, sind mit der christlichen Lehre herumgetragen und verbreitet worden; die ergreifende Phantasie von der unsichtbaren Todteninsel an den Grenzen des Endlichen ist von selbst an den verschiedensten Punkten der Erde, in grauer Vorzeit wie noch fortwährend heute, im Denken von Barbaren wie Hellenen und selbst guten Christen hervorgetreten. Stimmung und Colorit des Bildes freilich wechseln, je nach dem Lebensideal der Völker, wovon jene Vorstellung eben gleichsam nur die gespenstische Fata Morgana ist.

Die primitivste Ausgestaltung bei weitestem Herrschaftsbereich hat die Mythe von der Todteninsel im Unsterblichkeitsglauben des Inselvolkes der Südsee gefunden. Für die Boote der Lebenden unerreichbar, liegt weit im Westen die heilige Insel der Seligen, wohin die Seelen, von Klippen und Felsen der Heimat ins Meer springend, hinüberschwimmen. Auf einigen Inseln wird daher folgerichtig und mit jener grausamen Consequenz, welche für das Gefühl des Naturmenschen so charakteristisch ist, der Leichnam in die See geworfen, um in das schöne

Schattenland des Westens zu schwimmen, oder werden — für unser Gefühl so empörend — Sterbende in Kähnen aufs Meer hinausgestoßen — ihrer künftigen Heimat entgegen. Von Insel zu Insel schwimmen die versammelten Seelen westwärts, um einen Führer geschart, auf Riffen und Korallenfelsen bleichen sie auf der Reise dahin ihre neugefertigten Gewänder. Die geheimnisvolle Insel selbst ist ein Ort der Freude, aber nur für die Bevorrechteten des Volkes, für Häuptlinge und gefallene Krieger, für tätowierte Helden und natürlich für die Priester; und, o Wunder, sie alle werden auf jener glücklichen Insel zu Weißen!

Ähnlich wie in der Südsee, ist es in der malayischen Welt die Nachbarschaft des Meeres, welche auch hier den Glauben an die Todteninsel inspiriert hat. In diesem Sinne ist es verständlich, dass die Verstorbenen vielfach in kahnförmig gezimmerten Särgen bestattet werden, oder dass ihnen wenigstens kleine Kähne neben die Gräber gestellt werden. Großen Häuptlingen werden Selaven als Opfer nachgesendet, um ihnen als Ruderer auf der Fahrt nach dem Jenseits zu dienen. Die Seelen wandern nach einer Insel, wo die Bäume, Vögel, Gewässer, wo alle Dinge ringsum schwarz erscheinen. Es ist das Land der Schatten, in dessen dunkles Colorit die naive Phantasie doch wieder genug grelle Reflexe barbarischen Lebensgeschmackes wirft: auf den Wunderbäumen dieser Todteninsel wachsen vortreffliche Lanzen!

Ganz wie diese Kinder des Südens hat die Phantasie nordischer Barbaren sich mit dem Gedanken an den Tod und sein unerforschtes Reich durch die Ausgestaltung eines Todtenreiches abgefunden, zu welchem der Weg die Seelen über das Meer führt. Wir kennen bei den Germanen den

Brauch, die Leichen auf einem Schiffe den Wellen des Meeres zu überlassen — zur Überfahrt nach der fernen Insel der Todten; und der keltischen Sage gilt noch in der Dämmerung der Geschichte das gegenüberliegende Britannien für das Todtenland. Britannische Schiffer fahren die Seelen der Verstorbenen hinüber auf pfeilschnellem Boote. Es ist so mit den Seelen der Verstorbenen beschwert, dass es während der Überfahrt nur um eines Fingers Breite den Wasserspiegel überragt. Drüben entleert sich das Schiff und wird nun so leicht, dass nur der Kiel die Wellen berührt. Die Schiffer sehen niemanden, hören aber bei der Landung gespenstische Rufe, Namen und Herkunft der Verstorbenen erschallen. Noch heute ist auf ursprünglich keltischem Gebiete, in der Bretagne wie in Irland, in Namen und Sagen das Andenken an diese gespenstischen Überfahrten und die Totteninsel lebendig.

Ganz von demselben Geiste erfüllt, ebenso roh und naiv in seinen Grundgedanken, dass der Tod nur ein Leben im Exil, freilich schattenhaft abgekühlt, sei, wenngleich in reiner und kräftiger gezogenen Umrissen, erscheint der Unsterblichkeitsglaube der antiken Welt in seiner ältesten und verbreitetsten Gestaltung, dergemäß die Seelen auf der Insel oder dem Gestade der Seligen in Spielen und Tänzen fortleben. Die alten Völker haben den Sinn und die Bedeutung des Todes durchaus nur in alterthümlicher Art, in jener flachen und schalen Weise, wie das „blinde Heidenthum“ des Apostels Paulus den Tod ansieht, erfasst. Wie sie den Sarkophag mit den heitersten und üppigsten Bildern des Lebens schmückten, als wollten sie über das Dasein des Todes mit dem ewigen blühenden Bestande des Lebens trösten, so verheißt nach

der antiken Anschauung das Jenseits die Fortdauer des irdischen Wohles in jenen fernen Todtenreichen, auf den Inseln der Glückseligen, die sich im griechischen Mythos in mehreren Spiegelbildern wiederfinden, in den hesperischen Inseln, dem Sonnenlande Aea, in der Insel Ogygia, wo Kronos seinen Schlaf in einer tiefen Höhle hält, umgeben von Geistern, die seine Gefährten waren, als er noch Götter und Menschen beherrschte. Eine gleichsam unter den Horizont hinabgesunkene Insel der Todten ist auch die märchenhafte Insel Atlantis, von welcher die Sage des Alterthums so Paradiesisches zu melden weiß.

Aber wenn auch in lehrreicher Einstimmigkeit die naive Lebenslust der Völker ihre Phantasie zur Ausmalung paradiesischer Todtenreiche inspiriert hat, so ist das Grauen vor dem Unbekannten dennoch nicht gänzlich zu unterdrücken gewesen. Es sind Gefühle des Schauderns, welche die Seelen auf ihrem Wege zu dem kühlen Port, der ihrer wartet, begleiten. In der langen, furchtbaren Reise, welche der Todte zurückzulegen hat, ehe er die selige Insel erreicht, drückt sich die Angst des Lebens vor dem Tode ergreifend und deutlich genug aus. Das öde Meer droht ihn zu verschlingen; das Boot, das die Seele übersetzt, taucht fast bis zum Rande ins Wasser. Endlose Brücken, nicht breiter als ein Draht, schlüpfrig und glatt, sind zu überschreiten, klaffende Schlünde gähnen dem Wanderer entgegen. Entsetzliche Ungeheuer fallen ihn an; bald ist es ein Riesenvogel, der über ihm schwebt, bald ein riesiges Gespenst, das die Seele mit einem Steinhammer zu zerschmettern oder gar aufzufressen droht. Im Meere selbst lauert die Gefahr; endlose, höchst gefährliche Netze suchen den Todtenkahn zu verstricken. So schwelgt die Phantasie auch in Bildern des Grauens und Entsetzens,

ehe sie ihren Anlauf nimmt, die Wonnen des Todtenreiches auszumalen.

In der Reihe der Gedankenschöpfungen, zu welcher der Tod die menschliche Denkkraft aufgestachelt hat, wiegt der betrachtete Mythos allerdings federleicht; und dennoch unternimmt es ein Bild wie Böcklins „Todteninsel“, mit der erhabenen Stimmung, die es athmet, mit der Ruhe des kühlen Portes, den es der müden, gehetzten, gequälten Seele weist: „. . . Zur Ruhe, kreisend Blut, in meinen Armen ruht sich 's gut“ — unternimmt dies Bild es nicht umsonst, auf uns zu wirken, indem es sich in die Formen jener längst verblassten Mythos kleidet. Wir, die als Zöglinge des Christenthums den Tod nicht fürchten, sondern ihn als das heilsame Dementi, welches unserem Leben wird, ansehen, wir vermögen an den leisen unsichtbaren Fäden, die vom Alterthume und seinem Geiste noch immer zu uns herüberleiten, auch den Traum der „Todteninsel“ zu ergreifen. Wie wir manchmal noch mit dem Spielzeug unserer Kinder zu spielen anfangen, so spielen wir auch im Geiste zuweilen mit den längst verlassenen Ideen aus der Kindheit unseres Geschlechtes, und der Tod ist ein so dunkles Thema, dass auch der ernsteste Gedanke darüber nicht weniger ein Spiel erscheint, als der Traum von der Todteninsel.

Die Feuerbestattung.



Allerorten, wo die Menschen in großer Zahl beisammen wohnen und daher auch der Tod alljährlich ein großes Feld mit seiner traurigen Saat bestellt, wird die Frage nach der Versorgung der Todten eine immer dringendere und buchstäblich genommen brennendere. Die Feuerbestattung gewinnt in den Millionenstädten naturgemäß stets festeren Boden, und wenn sich Gewohnheit und Pietät, die conservativsten Mächte des Lebens, auch noch mit Widerwillen gegen die neue Sitte kehren, so gewinnt diese Idee einer raschen und gründlichen Zerstörung unserer irdischen Überreste durch das feurige Element doch auch zusehends Anhänger. Erst jüngst hat man in Hamburg Bülows Leiche verbrannt; in mehreren Großstädten versuchte man die Feuerbestattung der Vernunft und dem Gefühl der Bevölkerung näher zu bringen. Ein geschichtlicher Überblick über die Sitte der Feuerbestattung, wie sie in der Menschheit verbreitet ist, dürfte in dieser Zeit nicht übel angebracht erscheinen.

Ästhetisch ist der Tod und was er mit sich bringt, überhaupt nicht; daher mag auch Mantegazza Recht haben, wenn er die Vorkämpfer der Feuerbestattung Köche menschlicher Beefsteaks schilt. Auch die Beerdi-

gung und die Vorstellungen, zu denen sie in ihrem Gefolge nöthigt, sind ein altes Grauen der Menschheit. Nicht von dieser Seite her stammen also die eigentlich wirklichen Gründe für und wider die Neuerung. Die Zweckmäßigkeit der Leichenverbrennung steht ja außer Frage, und wären unsere Verstorbenen nur entseelter Stoff und nicht auch zugleich geliebte Form, so würden ja gewiss alle Völker längst dem Beispiel der Japaner gefolgt sein, die aus einem begrabenden Volk in kürzester Zeit ein leichenverbrennendes geworden sind, mit jenem trockenen Utilitätsdrang, der diese gemüthsarme Nation zum Aufgeben aller ihrer nationalen Überlieferungen veranlasst hat.

Die Völker versorgen ihre Todten in der aller verschiedensten Weise, von denen uns so manche barbarisch und unmenschlich dünkt, die aber doch auch der Ausfluss einer gewissen Sitte und Pietät ist. Die Seeanwohner werfen die Leichname ins Meer oder stoßen sie in Kähnen in die Flut hinaus, der Heimat der Abgeschiedenen entgegen; die Nomaden setzen ihre Verstorbenen aus, den wilden Thieren ein Frass, und selbst ein so hochgestiegenes Culturvolk wie die Parsi überlässt bekanntlich die Leichen „in den Thürmen des Schweigens“ Geiern und Adlern zum eklen Mahle. Nordamerikanische Indianerstämme trocknen sie wieder in Baumwipfeln zu durren Mumien aus; vereinzelte Horden bereiten gar den Leichen ihrer Lieben in den Kochtöpfen ein schauerliches Grab. Aus der wirren und grausen Menge dieser Bestattungsarten scheiden sich aber mit der Erhebung zu höheren Lebens- und Gesittungsstufen zwei Gewohnheiten allmählich als die herrschenden heraus: das Begraben und das Verbrennen der Leichen. Ist letzteres sozusagen in den heroischen Zeitaltern der Völker die verbreitetste Weise,

sich der Todten rasch und würdig zu entledigen, so wird das Begräbnis die einem sesshaften Zustande entsprechende Bestattungsform, bei welcher die Todten so zusammenwohnen, wie die Lebenden in ihrem Lager oder hinter ihren Mauern.

Von allem Anfang an sind es die Vorstellungen von einer Fortexistenz des Menschen, wenn auch in reducirter Erscheinung, welche auf die Form der Todtenversorgung Einfluss genommen haben. Dieser Zusammenhang zeigt sich am deutlichsten bei den Völkern, welche den Leichen am treuesten die Form und körperliche Fortexistenz zu bewahren versuchten, was durch die Mumificierung am gründlichsten erreicht zu werden schien, also bei den alten Egyptern, den Inkaperuanern und anderen Völkern des Alterthums. Durch diese Pforte ist überall die Religion auf dieses Gebiet eingedrungen und hat sich zum Ordner und Hüter der letzten Dienste, die wir unseren Angehörigen erweisen können, gemacht. So hat auch die christliche Lehre und Kirche vermöge ihrer Eschatologie Einfluss auf die Bestattungsform ihrer Angehörigen genommen und die bei den verschiedenen Völkerschaften, zu denen sie drang, vorgefundenen Verhältnisse nur dann sanctionirt, wenn sie sich mit ihrer Glaubenswahrheit von der Resurrection alles Lebenden vereinigen ließen. Im römischen Kaiserreiche blühte zu Christi Zeiten die Feuerbestattung, vor allem in Rom und Italien, aber auch hier und dort in den weiten Provinzen des großen Kaiserreichs. Die römischen Kaiserfamilien, reiche Römer und vereinigte Genossenschaften sorgten überall für die Anlage der großen Urnenfriedhöfe, die wir unter dem Namen der Columbarien kennen. Mit Ende des ersten Jahrhunderts änderte sich dies, und zwar zunächst aus einem

sehr eigenthümlichen Grunde, nämlich infolge des immer fühlbarer werdenden Holz mangels, da man keinen Ersatz hatte.

Außerdem begünstigte die Bodenbeschaffenheit der Heimat des Christenthums, Palästinas, ebenso wie diejenige seines ersten größeren Verbreitungsgebietes, Roms und Italiens, wo so viele unterirdische, natürliche, größere und kleinere Höhlen und Felsenkammern vorgefunden wurden, die Bestattung in der Erde. In Nachahmung der großen unterirdischen Columbarien errichteten die ersten römischen Christen, gerade wie die Judenchristen in Palästina, unter solchen Verhältnissen vorwaltend zur Erdbestattung große unterirdische Friedhöfe, die berühmten Katakomben. Feuerbestattung war daneben keineswegs ausgeschlossen und am wenigsten wurde darin irgend etwas Verdammenswerthes, Unchristliches gesehen. Die älteste Kirche betrachtete das Begräbnis eben nur als eine Sitte, keineswegs als eine Glaubenssache. Eine Kirchenschrift des zweiten Jahrhunderts sagt hierüber ganz unzweideutig: „Wir Christen fürchten nicht, wie die Heiden glauben, irgend einen Schaden von der Bestattungsart (für die Auferstehung), sondern wir bedienen uns für gewöhnlich der alten und besseren Gewohnheitssitte des in der Erde Begrabenwerdens.“ Ganz die Auffassung, wie sie noch heute vorherrscht. Wir wissen, dass die Germanen, welche in heidnischer Zeit die Sitte der Feuerbestattung übten, von Karl dem Großen mit dem Schwert gezwungen werden mussten, der Altvätersitte zu entsagen und ihre Todten der Erde zu übergeben. Dieser Zwang wurde im Namen des Christenthums geübt, aber es geschah dies sicherlich mehr, um sich überhaupt nur in Gegensatz zu der heidnischen Sitte zu setzen, wie man

die alten Bräuche, zu denen eben auch die Feuerbestattung gehörte, überhaupt geflissentlich zur Seite schob.

Kürzlich ist von einem der eifrigsten Verfechter der Leichenverbrennung, dem jüngst verstorbenen Dr. Friedrich Kleinwächter in Dresden, ein Büchlein herausgegeben worden, das die kirchlichen Argumente gegen die Neuerung auf ihrem eigensten Boden, der Bibel, den Ueberlieferungen des Alten und Neuen Testaments, aufsucht und sie mit großer Bibelgelehrsamkeit zu widerlegen strebt. Vergebliche Mühe! Eine so radicale Umwälzung in einer uns alle so tief berührenden Sitte, wie sie von den Vertheidigern der Leichenverbrennung angestrebt wird, ist nicht ein Werk von Jahren oder Jahrzehnten, sondern von Jahrhunderten. Gerade wie erweislich die Erdbestattung Jahrhunderte gebraucht hat, um nach hartnäckigem Widerstand und nach vielen Rückfällen zur herrschenden Gewohnheit zu werden, so mühsam und langwierig wird wieder die Entwöhnung hievon werden. Mit Worten und theoretischer Einsicht wird hier wenig ausgerichtet. Die Wissenschaft, welche von den Anhängern der Neuerung gern als ihre Patronin angerufen wird, verhält sich eigentlich unparteiisch im Streite; sie gibt zu, dass der Kreislauf des Stoffes durch die Feuerbestattung beschleunigt werde — mehr hat sie nicht auszusagen. Wenn die Sorge für Gesundheit und Wohl der Lebenden eine so tiefgreifende Änderung einmal nothwendig machen sollte, dann werden sich die Gewohnheiten der Todten eben fügen müssen — denn der Lebende hat Recht, um mit dem Dichter zu sprechen. Bis dahin gibt es wohl keine zwingende Veranlassung, auch einen Begräbnisstreit in unserer an Streitfragen überreichen Zeit zu entfachen.

Die Seelenwanderung.



Im „Meister von Palmyra“ hat es ein Dichter unternommen, von der Bühne, gleichsam wie von einer Kanzel, ein Gleichnis uns nahe zu bringen, das uns den tiefsten Sinn von Leben und Sterben enthüllen soll. Es ist die Seelenwanderung, ein uralter, ehrwürdiger Besitz der Menschheit und für ungezählte Millionen seit Jahrtausenden die Wahrheit schlechthin, das Gesetz der Weltordnung. Adolf Wilbrandt ist nicht der erste Denker, welcher meinte, in dem Gedanken der Seelenwanderung oder, richtiger ausgedrückt, in der Wiedergeburt der Seelen eine annähernde Lösung des Räthsels von Geburt und Tod zu erkennen, und er wird nicht der letzte sein. Jedenfalls ist sie, historisch betrachtet, ein höchst interessanter und im Grunde — trotz des gegentheiligen Anscheins — auch sehr natürlicher Versuch, sich mit den dringenden Fragen, welche an das unerbittlich gesetzmäßige Aufhören der individuellen Existenz anknüpfen, befriedigend abzufinden.

Der Glaube an die Seelenwanderung steht schon an den Anfängen der Menschheit. Der Mensch hat die Todesthatsache nie begriffen, und so fasste er die erschreckende Thatsache des Sterbens von Anfang an

falsch auf. In kindisch-roher Weise gibt sich sein ungeübtes Denken über den Verbleib desjenigen, das offenbar aus dem erstarrten Leichnam gewichen ist, Rechenschaft. Unter diesen rohen Vorstellungen über das Fortleben der Seelen wiederholt sich nun an verschiedenen Punkten die naheliegende Vorstellung, dass die Seele in einen anderen Leib übergehe. Wie sie hier einen Leib verlassen hat, kann sie wohl auch wieder in einen anderen eintreten. Am wahrscheinlichsten, dass es ein Menschenleib sein wird, wenn nicht die Statistik der Volksbewegung in dem engen Kreis der Umgebung des primitiven Menschen dem widersprach. So taucht der Glaube an die Wiedergeburt einzelner Seelen vereinzelt überall auf. Die relativ größte Verbreitung zeigt aber der Glaube, dass die abgeschiedene Seele in einen thierischen Körper übergehe, am häufigsten in eine Schlange, überhaupt in alles Kriechende und Wimmelnde. Die geisterhaft schleichende und gleitende Schlange kam ja vielleicht direct aus dem Grabe oder aus dem Busch, in den man die Leiche geworfen. Aber auch von anderen Thierleibern macht die Seele zu ihrer Wohnung Gebrauch. So denkt sich der Malaye als ehrenvolles Unterkommen für die Seelen seiner Großen den Leib des imponierenden Tigers. In Südafrika gehen die Seelen verstorbener Häuptlinge in Löwen über, anderswo in Affen, in Siam ist der weiße Elephant ein Wohnsitz großer Helden- und Königsseelen. Wenn die Tagalen das Krokodil „Großvater“ nennen, die Finnen den Bären als „lieben Alten“ bezeichnen, so schimmert dieselbe Anschauung einer primitiven Seelenwanderung durch.

Hier ist freilich noch keine Idee von einer eigentlichen Seelenwanderung, welche die Seele von Leib zu Leib

führt, nach einem gewissen Gesetze und nach einem gewissen Ziele, aber es ist der Anfang dazu. Jene überall vorhandenen Ansätze zu diesen Anschauungen entsprechen der Kürze der Erinnerung, welche auf tieferen Stufen der abgeschiedenen Seele allein zutheil wird. Diese Erinnerung und die entsprechende Sorge um die Seele dauert überall nur eine gewisse Zeit, bis der Leib der Verwesung und die Persönlichkeit der Vergessenheit anheimgefallen sind, wovon wir sogar noch in unserem officiellen Trauerjahr ein Rudiment erhalten haben. Später kümmert man sich um die Seele nicht mehr, und so hat die Phantasie auch keine Veranlassung, sich den weiteren Weg der Seele, etwa durch neue Leiber hindurch, auszumalen. Aber allmählich wächst und erstarkt die Überzeugung von der Unzerstörbarkeit der Seelen; der Unsterblichkeitsglaube keimt hier und dort empor, und mit ihm auf der Basis des alten rohen Glaubens vom Übergang der menschlichen Seele in thierische Leiber der eigentliche Gedanke einer Seelenwanderung, welcher die Seele nun von Form zu Form dringen lässt, um sie unsterblich denken zu können.

Nur die Dichtung und Speculation geistig angeregterer Völker ist zu einer systematischen Ausgestaltung der Vorstellung von der Seelenwanderung gelangt. Wir treffen da mehrere Stufen ihrer Entwicklung in geschichtlicher Fixierung an; aus einem plumpen und kindlichen Aberglauben erhebt sie sich bis zur tiefsinnigsten Eschatologie, welche den größten moralischen Postulaten der Unsterblichkeit unseres Wesens und der ewigen Gerechtigkeit in dieser Welt in überaus fasslicher, wenn auch bildlicher Weise gerecht wird. Es ist bekannt, dass die Lehre von der Seelenwanderung in dem alten Culturvolk Ägyptens

ihre frühesten Verehrer gehabt habe, unter jenem Volke, das sich vielleicht am meisten unter allen Menschen mit der Thatsache des Todes und dem ferneren Schicksal unseres Leibes und der Seelen beschäftigt hat. Zu noch höherer Entwicklung ist jener uns so seltsam anmuthende Glaube dann bekanntlich im alten Indien gediehen, wo er im Mittelpunkt der religiösen Vorstellung des Volkes stand und sein Thun und Lassen bis auf den heutigen Tag auf tiefste beeinflusst. Tiefe Wurzeln hat diese Lehre auch in der alten Welt, in Großgriechenland getrieben, wo sie an den gefeierten Namen des weisen Pythagoras anknüpfte, und in dem großen Gedankennetz, mit welchem Plato die Welt umspannte, hat auch die Seelenwanderung ihre bedeutsame Stelle eingenommen. Ungefähr auf dem ägyptischen Standpunkt ihrer Entwicklung treffen wir diese Lehre auch auf unserem Boden an, wo sie in der Geheimlehre der keltischen Druiden der Römerwelt in ähnlicher Weise imponierte, wie zu Anfang des Jahrhunderts uns die indische Weisheit.

Allgemeineres und tieferes Interesse vermag aber von allen diesen längst verwehten Spinnweben des Gedankens nur die indische Ausgestaltung unserer Idee einzufloßen, die an weltumspannender Systematik und unzerreißbarer Festigkeit ihresgleichen unter den religiösen Gedankenschöpfungen der Menschheit sucht. Auch sie ist aus dem Unkraut des ethnologisch-rohen Unverständnisses der Todesthatsache hervorgewachsen, dem arischen Inder wahrscheinlich ursprünglich fremd, ein Gedankensamen, der von den schwarzen Ureingeborenen ins arische Denken herüberkam. Die ersten Anfänge dieses Glaubens, in phantastisch-mirakelhafte Formen gekleidet, wissen von einem immer wieder erneuten „Wiedersterben“ zu künden,

das denjenigen trifft, der das Opfer nicht vollzieht. Das „Immerwiedersterbenmüssen“ der individuellen Seele (mrtyatvam) ergänzt sich durch den positiven Begriff des „punarbhava“, der stets erneuten Wiedergeburt, welche derjenige in einer unübersehbaren Reihe von Zuständen und Zustandsveränderungen durchzumachen hat, der den Schein der Welt für Wirklichkeit hält und sich selbst noch nicht als das Alleins erkannt hat. Diese speculativen ergrübelten Ideen bemächtigten sich nun in Indien der volksmäßigen naiven Vorstellung von einer Wanderung der Seelen durch verschiedene Leiber, das ganze Reich der lebenden Wesen hindurch. „Wie eine Weberin,“ heißt es im „Brähmana der hundert Pfade,“ „von einem bunten Gewande ein Stück abnimmt und eine andere neue Form webt, so läßt auch der Geist (im Tode) diesen Leib fallen und das Bewusstsein erlöschen und bereitet sich eine andere, neue Gestalt, eine göttliche oder eine menschliche oder von anderen Wesen . . . Wie er gehandelt, wie er gewandelt, so wird er.“ Der letzte Zusatz bezeichnet die große und entscheidende Wendung, welche der naive Glaube an die Seelenwanderung hier nun bereits erfahren hat. Sie ist bereits die große Veranstaltung geworden, um einerseits das individuelle Schicksal zu rechtfertigen, andererseits den Willen des Menschen durch seine künftige Hoffnung zu disciplinieren. Wir und unser Schicksal sind gänzlich unser eigenes Werk; das ganze Leben hindurch schaffen und weben wir daran, ob wir es bedenken oder nicht. Durch die ganze unübersehbare Veranstaltung, welche die unendliche Welt (sansâra), den Schauplatz der wandernden Seelen, erfüllt, geht dabei der Drang und so der Plan zur Erlösung; alle Seelen werden emporgeläutert, die Tendenz ist der Aufstieg (avaroha). So werden durch

diesen wahrhaft großartigen Gedanken zunächst die großen moralischen Postulate, die wir an eine befriedigende Eschatologie stellen müssen, befriedigt. Aber es geschieht auch den geheimeren Forderungen des Menschenherzens durch diese Lehre Genüge. Sie gibt der Phantasie die Möglichkeit, zu sehen, wie der Geist der Liebe, welcher Menschen aneinanderkettet, die Mutter an ihr Kind, den Mann an das geliebte Weib, unzerstörbar, ewig sei; sie zeigt die engverbundenen Wesen auch in der Vergangenheit seit jeher verbunden und lässt ihnen die Hoffnung, ebenso künftig immer beisammen zu bleiben; freilich meist incognito, aber ihr Gefühl ist das alte, längst vertraute, ihre Liebe immer die eine, Geburt und Tod also überdauernde. Es ist also in dieser Welt ein stetes Wiederfinden im Gange; wir kommen, heißt es in einem indischen Verse, in diesem Leben immer wieder zusammen wie das Treibholz auf dem weiten Meere. So ist der Inder getrost, wo uns dunkle Räthsel bekümmern, wenn auch freilich der große Gedanke der Wiedergeburt von ihm viel häufiger mechanisch und leer aufgefasst worden ist, als in seinem ganzen Tiefsinn, wie er uns etwa in den buddhistischen Schriften begegnet.

Wir haben vielfach den Versuch erlebt, diese höchste Entwicklung eines Grundgedankens der Menschheit aus ihrer Kindheit in unsere Gedanken- und Vorstellungswelt zu verpflanzen. Aber er wurzelt doch so sehr in einer völlig verschiedenen Sphäre von Anschauungen und Voraussetzungen über das Weltganze und die Stellung des Menschen darin, dass er sich schwerlich mit Erfolg wie eine fremde Pflanze aus seinem natürlichen Boden herausheben und in fremdes Erdreich wird übertragen lassen. Wir können ihn uns als Edelreis auf den oder jenen

Stamm eines verwandten ahnungsvollen Geistes aufgepfropft denken, aber ins Volk wird die Seelenwanderungstheorie niemals dringen. Der einzelne mag verfehltes Lebensglück im sehnächtigen Traum der Nacht auf jenem schönen Stern hoffen, wo er wiederkehren wird; aber am hellen Tage ist die moderne Menschheit auch für die philosophischsten Märchen nicht mehr zu haben.



Das Pfingstfest.



Wenn das neunzehnte Jahrhundert den Kalender zu machen hätte mit seinen Festtagen und hohen Zeiten, so würde derselbe vom althergebrachten Programm des Jahresablaufes vielleicht in manchen Terminen abweichen und unsere Festlust auf andere, mit unserem modernen Leben mehr zusammenstimmende Zeitpunkte lenken; aber Ein Fest würde auch der Kalender fin de siècle unverrückt stehen lassen, weil es auf einem natürlichen Gipfel des Jahres blüht, Pfingsten, das eigentliche Sommerfest, das Fest eines guten und hoffnungsreichen Geistes, der mit Sommerluft und Blumenduft sich über die Welt ausgießt.

Wir empfangen unsere Feste aber noch immer aus der Hand der Vergangenheit, in deren Sinn sie zu feiern wir freilich nicht mehr gehalten sind, die wir aber weder gemüthlich noch geistig so gründlich überwunden haben, als es uns manchmal bedünken will. Wir sind nirgends conservativer als in unseren Festen. Selbst in der Großstadt, die doch sonst die Spinnweben der Vergangenheit aus ihrem Leben gefegt hat, lässt sich das erkennen. Wir feiern zwar unsere Pfingsten, ganz modern, mit Hilfe der Eisenbahn, kein volksthümlicher „Pfingstlummel“ oder „Pfingstochse“ im Blumenputz und Mummenschanz lässt

sich mehr bei uns sehen (es sei denn im übertragenen Sinne), aber jeder Firmling im weißen Kleidchen erinnert uns wieder an die Entstehung der Pfingstfeier und ist eine naive Verkörperung ihres Ursprungsgedankens. Unsere Feste sind eben sehr inhaltreiche historische Gebilde, den Früchten eines Baumes vergleichbar, der aus einem wilden Stämmchen durch mehrere nacheinander aufgepfropfte Edelreiser zu einem Verein einander ursprünglich ganz fremder Eigenthümlichkeiten geworden ist. Das Pfingstfest ist ein besonders deutliches Beispiel von dieser historischen Structur der großen Jahresfeste und zugleich ein versöhnlich-universelles Beispiel, da sich in ihm das friedliche Ineinanderwachsen von geschichtlichen Gegensätzen besonders glücklich vollzogen hat.

Die Urzelle des Pfingstfestes ist das Pfingstwunder. Die Ausgießung des Geistes auf die versammelten Jünger, dass sie in fremden Zungen reden — diese Verdichtung des Christuswortes von der Feuertaufe zu einer Thatsache im Bericht der Apostelgeschichte — ist gleichsam die Keimzelle der späteren Pfingstfeier. Der zugrunde liegende Gedanke, welchen wir noch immer gern als schönes Symbol nehmen, ist an sich verständlich genug. Er ist so auch auf anderen Gebieten erwachsen, und im Herrschaftsbereiche der Schwesterlehre des Christenthums, im Buddhismus, treffen wir auch das Pfingstwunder in mehrfachen klaren Ausprägungen an. An das christliche „Reden mit fremden Zungen“ lässt es doch wohl denken, wenn vom Gesetzesrade Buddhas, d. i. von seiner Lehre, mehrfach gerühmt wird, dass es in den Sprachen aller Welt rede. Und in ceylonesischen Quellen lesen wir: „Ein herrlicher Abend, lieblich wie ein junges Mädchen, vereinigt die Hörer der ersten Predigt Buddhas; die Götter

drängen sich herzu in Scharen, alle Himmel werden leer, und alle Welten, wo lebende Wesen sind, werden leer, denn alles strömt zusammen zu einer endlosen Versammlung; aber sie hörte ihm stille zu wie ein wellenloser See. Und da glaubte jeder der zahllosen Hörer, der Weise blicke auf ihn und spreche zu ihm in seiner eigenen Sprache, und doch war es die Mundart von Magadha, welche der Weise sprach.“

Diese Erzählung ist eine einfache, ergreifende Schilderung von der hinreißenden Macht des Buddhawortes. Hier ist psychische Wirkung, ohne ein Wunder zu meinen. Nur eine Weiterbildung dieses Gedankens ist auch das Pfingstwunder der Apostelgeschichte, aber allerdings eine Weiterbildung im Stile des echten Mirakels.

Die Erinnerung an jenes Pfingstwunder der Feuertaufe und des Zungenredens festzuhalten, ist also die Absicht der christlichen Pfingsteinsetzung gewesen. Der Einsetzung? Das Fest der Pfingsten bestand doch schon! Es war das „Fest der Wochen“, das die Juden regelmäßig feierten, und was heißt „Pfingsten“ anders als das „Fest der (fünfzig) Wochen“? Die Judenchristen zu Jerusalem feierten doch zunächst in altgewohnter Weise noch alle Judenfeste mit, indem sie dieselben nur mit der Erinnerung an den geschiedenen Lehrer neu zu verknüpfen suchten. So ist auch die Pfingsterscheinung zunächst nur den Judenchristen bekannt, während die Heidenchristen, der Apostel Paulus voran, das Pfingstwunder gar nicht kennen, weil eben die ersteren allein Pfingsten zu feiern aus ihrer Vergangenheit Veranlassung hatten. An Nachrichten, wie nun dieses Fest in dem ihm von der Apostelgeschichte gegebenen christlichen Sinne auch bei den übrigen Christen Aufnahme fand, fehlt es fast ganz. Origines erwähnt das

Pfingstfest bereits, so dass es im dritten Jahrhundert sicher nicht mehr unbekannt gewesen sein kann. Dieser Hergang der Sache ist auch ein Beleg dafür, dass man die Völker, die an bestimmte Festanstalten gewöhnt sind, unmöglich von alten Feiern abbringen kann, und dass man die neuen, welche man etwa zu bieten hat, nur als neuen Wein in die alten Schläuche einzuführen vermag.

Nachdem nun das Pfingstfest in der Christenheit allgemein anerkannt worden, erscheint es wie eine Parallelform des Osterfestes, wie ein kirchliches Echo davon, das erst seinen Abschluss bedeutet. Lehrte die christliche Anschauung doch, an die jüdische Gepflogenheit sich anlehnend, dass von Ostern bis Pfingsten eine einzige heilige Zeit liege, wie sie denn auch von den Urchristen als solche gefeiert ward. Wie Ostern ursprünglich die Taufzeit ist, wo im Gedächtnis des von Jesus eingesetzten Bundes die neu gewonnenen Gläubigen in die Gemeinschaft aufgenommen werden, und zwar durch die Symbole des Wassers oder des Anhauchs, so ist Pfingsten nun das Fest der neuen, durch die feurige Erscheinung des Geistes gewiesenen Taufe, der Feuertaufe, wo durch das Zungenreden der begeisterten Jünger das Volk der Kirche gewonnen wird. Diese Feuertaufe, welche nach dem Berichte der Apostelgeschichte durch die alte Sitte der Handauflegung vermittelt wird, ist nun die Firmung, und so ist Pfingsten zur Firmungszeit geworden, wie Ostern die Taufzeit war und noch heute die Beichtzeit ist. Wir sehen also, dass die Firmkinder, die zu Pfingsten so festlich zu den Kathedralen geleitet werden und denen in der Stadt zumal die ganze Festwoche gehört, die eigentlichen Pfingstjünger sind, und dass ihre naive Erscheinung zum Bilde der Pfingstfeier wesentlich gehört.

Aber es ist dies alles doch nur die kirchliche Seite des Pfingstfestes, seine christliche Wurzel, die bis in die tiefere Unterschicht des Judenthums reicht und von dort aus ihren ersten Ursprung genommen hat. Nun wird ja doch Pfingsten, das liebliche Fest, nicht nur hinter Kirchenmauern gefeiert und im Dienste oder Sinne der Religion: Pfingsten ist es in der Natur, Pfingsten in der Lebensweise der Menschen, in der Wirtschaftseintheilung des Volkes. Mit Einem Worte, die Pfingstfeier hat auch noch ihre außerchristliche Wurzel, wie alle anderen großen Jahresfeste unseres Kalenders, welche christliche Motivierung tragen, aber aus wirtschaftlichen Lebensformen entsprungen sind. Das sind übrigens bekannte Dinge, die wir uns wahrlich schon an den Schuhsohlen abgetreten haben.

So ist die weltliche Pfingstfeier eben nichts als das ganz natürliche Fest des Sommeranfanges, der für die Wirtschaft und Lebensweise unserer Altvordern, die uns die Feier hinterließen, gar viel bedeutet hat. Pfingsten ist das natürliche Fest der Viehzüchter und der Hirten, denn es ist vielfach der Termin des ersten Viehaustriebes, und es ist auch wieder das natürliche Fest der Ackerbauer, da es in die unfreiwillige Feierzeit zwischen der Arbeit des Säens und Erntens fällt. Dass die kirchliche Pfingstfeier vielfach auf eine solche volksthümliche Festbasis aufgepfropft worden ist, lässt sich aus dem reichen Strauß ländlichen Pfingstbrauches, wie er von fleißigen Volksforschern mehrfach hübsch zusammengelesen worden ist, deutlich erkennen. In der Großstadt freilich sind diese Pfingstblüten längst verwelkt; auch die ländliche Flur vermochte nichts als einzelne Bestandtheile der alten Pfingstfeier in ihre Schlupfwinkel zu retten; der eine

Rest, den die Zeit übrig gelassen, blieb hier, der andere dort, und nur, wenn wir die zerstreuten Trümmer zusammentragen, erhalten wir das ganze Bild der alten Feier. Hier soll nun nicht etwa ein solcher Pfingststrauß zusammengebunden werden. Aber an den reichen Maien- und Blumenschmuck, den besonders in deutschen Gegenden zu Pfingsten Kirchen und Häuser trugen und zum Theile noch tragen und wodurch Pfingsten das eigentliche Blumenfest wird, wollen wir flüchtig erinnern.

Den Pfingstbaum mit seinen bunten Bändern müssen wir erwähnen. Des „Pfingstkönigs“ und des Pfingstschießens als alter Bestandtheile der Feier wollen wir gedenken, wovon ein letzter Rest in den Schützenfesten, die man gern zu Pfingsten abhält, erkannt werden mag. Auch Pfingststöchlein und „Pfingstlümml“ seien genannt, denn sie entspringen der Sphäre des Hirtenlebens, für welche die Pfingstzeit ein so wichtiger Termin war. Mit dem christlichen Sinne des Festes hat, wie man sieht, diese populäre Feier von Haus aus gar nichts zu thun, aber er-muthigt und befestigt worden ist sie durch die kirchliche Weihe der Zeit gar sehr. Man könnte mit einiger Dehnung der Begriffe den kirchlichen und weltlichen Inhalt der Pfingsten nun allerdings miteinander parallelisieren: Die Ausgießung des Geistes über die Menschheit stünde der vollen Entfaltung des Naturlebens, der höchsten Kraft-ergießung zum Licht- und Wärmedrange der Sommerszeit eben nich unwürdig gegenüber. Aber diese Vermittlung bliebe doch immer ein ideales Gedankenspiel, von dem die Wirklichkeit nichts weiß und nie etwas gewusst hat. Für diese ist vielmehr die Vielförmigkeit und Mehrsinnigkeit unserer Pfingstfeier charakteristisch, die sich bezüglich aller unserer Jahresfeste aus dem Geschichtsgange er-

klärt, der uns eine höhere Lehre aus dem Osten auf den Stamm der westländischen Cultur aufpfropfte.

Diese hohen Zeiten des Jahres, die wie einzelne Prachtbäume im Haine aus ihrer Umgebung heraustreten, tragen aber überhaupt nur mehr für das Volk ihren altgewohnten Schmuck an sich, jene feste Zier und Zeichen, die man ihm hier mit unverbrüchlicher Treue jahraus jahrein umhängt, ohne jeden Gedanken, ohne jede bewusste Symbolik, nur weil sie jedem von seinen Kindererinnerungen an zur Signatur der Festzeit gehört haben. An ihre Stelle tritt in höheren Schichten die denkende Theilnahme der Gebildeten, die uns ja so wesentlich von den gedankenlos am Herkömmlichen festhaltenden Ungebildeten unterscheidet, an dem Sinn und Ursprung dieser Festzierden, deren naivem Genusse wir entwachsen sind. Und für die Stunde festlicher Erhebung, nach der wir alle uns zu jeder großen Feierzeit doch auch stille sehnen mögen, fließt hier und darüber in der religiösen Legende ein so lauterer Quell der Sinnbildlichkeit, dass auch der Skeptiker sich nicht vor der Thür stehend fühlen muss, wenn, wie zu Pfingsten, ein guter Geist sich über die Welt ergießt.



Naturempfindung vor hundert Jahren.



Jedes Zeitalter schafft sich nicht nur seine Kunst als den Ausdruck seiner Kräfte, seiner Kenntnis, seiner Lust, sondern es schafft sich auch seine Natur, die Natur, von der es spricht, mit der es lebt und die mit seinem Geschlechte zu Staub wird. In diesem Sinne ist auch die Natur unser Werk, unser Ausdruck. Wir beschenken die objective Welt, welche allein die Naturwissenschaft kennt, mit unserem Geiste, mit unserem Herzen und bewundern sie dann, lieben sie oder verleumden sie — je nachdem. Wie die Kunst mit ihren wechselnden Epochen, wechselt und ändert sich also auch die Natur, und es sind nur ihre einfachsten Züge, die wir dunkel im Sinn haben, wenn wir von ihrer Ewigkeit und Unabänderlichkeit reden. In Wahrheit ist sie — eine psychologische Schöpfung — in Farbe und Stimmung, in Größe und Qualitäten abhängig von unserem Geiste, dem wandelbaren, und damit dem Wandel unterworfen wie Sprache, Kunst oder Sittlichkeit. Also: jedes Zeitalter hat die Natur, die es sieht, das heißt, die es schafft. Glaube niemand, dass Sehen und Schauen nur optische Prozesse seien: an dem Bilde der Welt um uns hat unser ganzer Mensch seinen Antheil. Das weiß die Psychologie schon lange, und wo sie es

nicht weiß, wird sie es lernen. Es wird ihre Aufgabe sein, wie eine Geschichte der Kunst geschrieben wird, um eine Geschichte der menschlichen Seele daran zu haben, auch eine Geschichte der Natur zu fordern, um sie als Spiegel der geistigen Bewegungen des Menschengeschlechtes zu gebrauchen. Gewiss ist dieselbe Distanz, welche die primitive Armutskunst des Wildmenschen von der süßen Kunstreihe von heute trennt, auch von dem kahlen Naturbild der Urzeit bis zur „Natur“ der Gegenwart zurückgelegt worden. Wenn es sicher ist — und es steht fest — dass die Natur, wie sie etwa dem Pferde oder dem Hunde sich darstellt — etwas *toto genere* von dem Verschiedenes ist, was wir Menschen die „Natur“ nennen, so muss auch der Barbar, der Grieche, der Römer, jeder in seiner eigenen Natur gelebt haben, die wir in ihrem eigentlichen Wesen uns niemals vorstellen können, die wir — mit wissenschaftlichen Mitteln — uns höchstens mit lauter Negationen begrenzen können. Einen verwehten Hauch davon mögen wir vielleicht in ihrer Lebensweise, ihrer Kunst und Dichtung, allen Spuren ihres Geistes, die sie zurückgelassen haben, verspüren; aber wir müssen wissen, dass wir daran nur den Schatten eines Schattens haben . . .

Es ist indessen nicht nöthig, ja es ist nicht nützlich, so weit zu greifen, um den vorgebrachten Gedanken zu verstehen und zuzugeben. Blicken wir nur ganz in die Nähe; wenden wir uns an unsere Großväter und Urgroßmütter, die uns vielleicht noch den Kinderschopf gestreichelt haben, um zu sehen, ob nicht bloß ihr müdes Auge zu Staub geworden ist, sondern auch, was dies Auge füllte und entzückte, das Weltbild, das in ihm sich spiegelte, die Natur, die aus ihm sich entfaltete. In der

That, wie die Kunst als Zeitausdruck so rasch altert, um uns freilich damit nicht verloren zu gehen, sondern in unserer Ahnengallerie mit weißen Haaren gar freundlich zu lächeln, so wechselt auch eine Natur die andere, wenn ich so sagen darf, flüchtig wie die Geschlechter der Menschen ab, und es sind nur die ganz Großen, die wie sie eine Kunst für viele Generationen erzeugen, auch in einer Natur stehen, welche Dauer hat. Ein solcher Großer war Goethe. Seine „Natur“ ist noch die unsere, ja sie wird es noch immer mehr. Aber wo ist die „Natur“ seiner Zeitgenossen geblieben? Wo ist jene eigenthümliche Mischung der Farben, jenes Zerrbild der Größen, jene altmodische Beseelung ihrer Formen geblieben, welche man im Anfange unseres Jahrhunderts als „Natur“ gesehen und empfunden hat? Sie ist Geschichte geworden, wie alles, alles — Vergangenheit, und kann als solche genossen werden. Doppelt ergreift uns die Wahrnehmung davon, wenn es derselbe Schauplatz ist, dieselbe Bühne, auf welcher die „Natur“ verschiedener Zeiten mit so geändertem Aussehen auftritt. Da ist mir ein altes Büchlein in die Hände gefallen: „Mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien“, 1806 zu Wien gedruckt. Ich gestehe, nichts hat mir bisher eine so starke Überzeugung davon verschafft, dass die Natur — Kunst sei, so gut wie die Kunst selbst, Menschenwerk, Zeitgeist, als die Naturempfindung dieses verstaubten Taschenalmanachs, das mir meine „Natur“, dort, wo ich sie am besten zu kennen meine, als Neuerung, als junge Errungenschaft deutlich macht; indessen die seine wie ein Gespenst in den lichten Tag schaut, das beim leisesten Hauch in Asche fällt.

Auf solchem ernsthaften Gedankenhintergrunde wächst

nun aber aus den „Mahlerischen Streifzügen“ jenes alten Wieners zunächst eine gar spassige Wirkung hervor. Diese Natur, die den alten ehrsamten Knaben so fremdartig bewegte, die wir nur mehr von der heiteren Seite nehmen können, wo sie ihm doch gewiss Ernst oder doch wenigstens vorgeblicher Ernst war, der seine Wirkung machen sollte — sie ist, wenn sie auch noch so sehr nur ein verzerrtes Phantom scheint, doch einmal die Wirklichkeit selbst gewesen. Wenigstens für die Vielen, die solche Bücher lasen oder schrieben, wenigstens für die guten Seelen, die den Geist einer Zeit repräsentieren. Das sind allemal nicht die Großen, die über sie hinwegschauen und in eine neue Epoche hineinreden. Wir dürfen es glauben: wie sie in diesen altmodischen Streifzügen geschildert wird, so war die Natur hier anno 1806.

Es sind die jedem Wiener vertrauten Ortschaften, die im grünen Kranze der Hügelgelände um die Stadt gereiht sind und sich bis in die Vorberge der Alpen hinaus-schwingen, über welche die „Mahlerischen Streifzüge“ des unbekanntten Naturschwärmers sich erstreckten. Bei Hietzing und Penzing fängt die „melancholisch-liebliche“ Natur des Verfassers an, um „mit Bildern von Größe und Erhabenheit“, mit „wildem, kühnen Formen“ bis zu dem „düsteren“ Perchtoldsdorf vorzudringen und sich sogar „zum süßen Nomadenleben der Unschuld“ von Kaltenleutgeben vorzu-wagen. Was für eine seltsame Natur malt sich da in den Blicken des altmodischen Wanderers! Die Berge vor allem — wie sind sie hoch und wild und schroff; die Täler, wie sind sie dunkel, finster, „voll schweigender Nacht“; die Wälder, wie schwermuthsvoll, leblos! Alle früheren Jahrhunderte haben in der That die Höhe der Berge ungeheuer überschätzt und ihre Gefahren maßlos übertrieben.

Aber was soll man sagen, wenn im Anblick von — Mauer unser Naturfreund von 1806 ausruft: „und gigantisch dräuen hinter mir die Wolken versammelnden Berge!“ Oder wenn ihm das kleine, den Wiener Ausflüglern wohlbekannte Örtchen Steinbach „zwischen himmelanstrebenden Bergen, an einem wildströmenden Bache, eingepresst“ liegt? Es sei gestattet, um die in jeder Art, in ihrer Zagheit und Weichlichkeit, ihrem Überschwang und ihrer Beschränktheit uns unverständlich gewordene Naturempfindung dieser Zeit unmittelbar zu erfassen, einige Beispiele von Schilderungen anzuführen, welche uns knapp vor die Thore Wiens, nach Hietzing, Dornbach oder Hadersdorf führen. Man wird uns zugeben, dass diese Menschen nicht nur ihre Kunst verzärtelt und verschnörkelt, sondern auch ihre Natur mit gleicher Gefühlstänzelei und Sinnestäuschung wie mit einem kindischen Trödel vollgestopft haben, so dass wir uns in unserer eigenen wohlvertrauten Umgebung kaum zurechtfinden können.

Unser Wanderer in grünem Frack und Wertherstiefeln kommt aus St. Veit und strebt nach Hietzing. Folgendes ist nun der bezügliche Naturerguss in seinem Tagebüchlein:

„Hinter mir hatt' ein gewaltiger Regen den Brand des Himmels gelöscht. Der Mond war aufgegangen, der stille Frieden des Thales von Kaltenleutgeben war über mein Inneres ausgegossen. Jene einfachen Seelen, die aufgewachsen an der Brust der Natur offen und frey sind wie sie; jene hohen Gestalten der Berge, Gräber der Titanen, welche noch jetzt dem Vater der Götter drohen, jene dunklen Wälder, welche sorglos und kühn sich über die Landschaft verbreiten, ach! all die Gegenden, die mein Herz so leidenschaftlich in sich aufnahm, in welchem

bezaubernden Strahlennimbus erblickt' ich sie jetzt! . . . Froh und heiter klettert ein dankbares Volk in diesen schönen Gebirgen auf der nährenden Erde! Es schwindelt die Felsenbrücke in unermesslicher Höhe, Gewässer rauschen, wie auf der Alpe tönt das Horn! . . . Ich fliege die Höhen hinan; eine schwindet vor der andern, stolzer sieht die Nächste auf die Nahen hin. Aber dürrer spaltet sich der Fels, das Auge verwirrt sich in der neblichten Ferne, die Steine prasseln hinab von dem ewig gespannten Bogen des Gebirges. Sieh da! Eine Kluft, mich packen Schauer, ich zittere —

Aber horch, es wogen entzückende Töne wie aus dem nahen Aether zu mir. Sie athmen Versöhnung und Liebe. Tausend Silberbanden umflechten den Taumelnden, dass er nicht falle. Und entschwunden ist das Echo der Berge, das reizende Idyll des Thales, in welches hinab, gleich einer Vase, der Mond hängt! Ein neckendes Allegro streift von der Seele die noch tönenden Banden ab und bereitet sie vor auf die wechselnden Gruppen der Stadtekloge. Welch ein gewaltiger Contrast! Aus dem dunkeln, oft erhabenen Stilleben der einsamen Natur tret' ich zu dem reichen Frescogemähd' einer Assemblée. Innerhalb bemalter Schranken sind unter Lindenbäumen Stühle geordnet; eine himmlische Harmonienmusik hat den Mittelpunkt eingenommen. In luftigster Halbkleidung sitzen die lieblichsten Blumen der Schöpfung, als hätte Zephyr sie Lunen zum Opfer hiehergehaucht, im großen Cirkel herum. Jede Attitüde ein Kunstwerk, jeder Fächerschlag ein scherzendes Triolet, das Köpfchen gewiegt von der Freude, voll Ahnungen die Lippen, selbst der kleinste Finger ein Cicero — pro domo sua. Und wie um jeden Planeten, je nachdem sein Rang es vorschreibt, sich vier,

fünf, sechs oder mehrere Trabanten drehen, so flattern Ritter und Nichtritter um die Schönen, die es gleich den Planeten nicht müde werden, den nämlichen Weg in einemfort zu wiederholen.“

Unser Reisender — er nennt sich selbst so auf seinem Gange von Hütteldorf nach Dornbach — gelangt nach Hadersdorf. „Fremdartig ergriff mich diese Landschaft. Irgend ein Genius scheint sie aus einem südlichen Erdstreich herausgerissen und unter diesen Himmel gebreitet zu haben. Näher und näher kommen sich die Berge mit ihren dunklen Waldkronen, Ernst und Ruhe stehen gebietend unter rauschenden Bäumen. Die Pappel sieht mit weißen Augen zum Himmel; ungestüm rollt der Strom (die Wien!) seine klaren Fluten dahin.“

Im „classischen“ Dornbach, wohin er auf dem Wege durch bezaubernde Waldgegenden „oft glitschte, oft fiel“ („mein Gefährte hob mich gleich wieder auf und trug mich selbst zuweilen, wenn der lehmige Boden mich nicht fortkommen ließ“), erreicht die Naturschwärmerei des Guten ihren Höhepunkt. Eine so unerhört falsche und künstliche Natur thut sich hier vor uns auf, als wenn wir durch gelbe oder rothe Gläser in die Landschaft blickten, als wenn wir den hübschen Park mit seinen freundlichen Hügeln in einem Hohlspiegel sähen, als wenn wir in schwerer Gemüthskrankheit in seinen Alleen wandelten. Wir dürfen vermuthen, dass unser Gewährsmann aber gerade hier der Anschauung und dem Geschmacke seiner Zeit genuggethan hat. Denn diese Tempelchen, diese Statuen, diese empfindsamen Gruppen an den Brunnchen, diese geschornen Baumkronen und künstlichen Labyrinth athmen ganz denselben aus süßlicher Werther-Stimmung, fader Sentimentalität und spasshaftem

Classicismus zusammengebrauten Geist, dessen Natur die reine Unnatur gewesen. Dieses achtzehnte Jahrhundert in seinen Niederungen des Geistes ist doch unausstehlich! Es sieht einfach nicht die ruhige, grüne, einfältige Landschaft, es gaukelt sich ewig eine heroische oder romantische, idyllische oder melancholische Natur vor und bevölkert sie unaufhörlich mit Symbolen. Der berühmte Park de Lacys, der sich heute fast wieder zur Schönheit eines Waldes zurückgebildet hat, spiegelt sich denn auch im Auge unseres Schwärmers wie eine unendliche Ekloge des Dichters Denis, der genau so weit von wahrer Natur entfernt war, als er inbrünstig an ihrem Busen zu schmachten meinte . . .

Wenn wir glücklich sein dürfen, was uns gerade ein solches Büchlein wie die „Mahlerischen Streifzüge“ deutlich macht, eine reinere Natur zu begreifen, die Umrisse der Dinge, ihr wahres Wesen deutlicher zu sehen, mit einem Worte, eine wahrere Natur zu besitzen als die Zeitalter vor uns, insbesondere als dasjenige, dessen Erben in geistigen und politischen Dingen wir so vielfach sind; so können wir doch sicher sein, dass auch wir mit unserer Unbefangenheit, mit aller unserer Objectivität, mit allem Naturalismus unserer Sinnlichkeit und Empfindung nur eine künstliche, zurechtgemachte, mit allem Geist und Ungeist unserer Zeit schwanger gehende „Natur“ haben und kennen. Wer weiß, ob nicht die naturalistischsten Naturschilderungen der Gegenwart von einem künftigen Zeitalter gerade so zu einem Documente wider uns verwendet werden können, als jener alte Taschenbuchschreiber sich selbst auf den heiteren Pranger vollendeter Unnatur gestellt hat.



Schrift und Kunst.



Von dem warmen Golfstrom der Moderne, welcher jetzt an unseren Ufern vorbeizieht, um unser künstlerisches Klima so wesentlich zu verändern, ist zusehends auch unsere Schrift, die sich seit Jahrhunderten kaum gerührt hat in ihrer steinernen Starrheit, zu einem merkwürdigen, ich möchte fast sagen pflanzenhaften Leben erweckt worden. In dem lauen Kunsthau, der jetzt überall weht, lösen sich die starren Formen, die Schrift wird beweglich und lebendig, sie streckt und schlingt ihre Glieder wie ein lebendiges Geschöpf, sie sprießt und knospet — kurz: die neue Zeit hat wirklich auch eine neue Schrift hervorgebracht.

Darin liegt wohl ein factischer Beweis für die fort-dauernde Zugehörigkeit der Schrift zur sonstigen Formenwelt der Artefacte, die uns umgibt. Man wäre fast versucht gewesen zu glauben — nach so ausgiebiger Schrift-dressur des Geistes —, dass die Schrift als Mittler und Träger schon jenen Abstractionen unserer Cultur zuzurechnen war, die wie die Wissenschaft, wie das Recht in formaler Hinsicht indifferent und daher unbeweglich geworden sind — etwa wie Plus- und Minuszeichen in der Mathematik — wenigstens außer der Mode stehen. Die

neuartige Schrift vom Tage, die, wie zierliches Moos auf dem Gemäuer, vegetativ-lebendig auf Papier und Wand sprießt, beweist dagegen, dass in unserer Cultur die sinnliche Seite noch lange nicht so abgeschwächt ist, als es die Rationalisten Wort haben wollen. Wir zeigen doch erst recht wenig Talent zum abstracten Bildungsmenschen, wenn uns sogar noch bei Begriffszeichen und Klangsymbolen der Sinn für den kleidsamen Reiz der Erscheinung nicht vertrocknet ist und bei der großen Umwertung aller künstlerischen Werte auch die Schriftform ins Fließen und Sprießen kommt.

Nun ist aber die Schrift, soweit sie ins wirkliche Leben mit seinem lärmenden Markt hineinsteigt, gar keine graue Abstraction und kalter Begriffsträger, sondern vor allem und durch und durch ein Psychologe. In der Verwicklung des modernen Treibens, in der scharfen Concurrenz der Zwecke hat sie hundert Gründe, ihre Regsamkeit zu entwickeln, mit neuen Zügen zu locken, mit kleinen Räthseln zu necken und damit die lesemüde Öffentlichkeit zu ködern. Durch die Reclame im weitesten Sinne ist doch die Schrift der Knabe Wagenlenker der Öffentlichkeit geworden, der Fremdenführer unserer Aufmerksamkeit, der Ausrufer vor jeder Bude, ein Marktschreier in allen Gassen. Es war hohe Zeit, dass der geriebene Geschäftsmann sich dem künstlerischen Zuge der Zeit hingab und vornehmer wurde. So lernte die Schrift denn auch im modernen Kunstsaal sich anständig bewegen; ja, in letzter Zeit trägt sie sich völlig wie ein Künstler, und es ist ihr schmeichelhaft, mit einem solchen mitunter verwechselt zu werden.

Indessen: Schrift ist niemals Kunst, ist auch nicht einmal ihre Dienerin. Der Kunstzweck und der Schrift-

zweck bestehen völlig getrennt nebeneinander und sind nur ausnahmsweise miteinander zu verschmelzen: wie bei einem Denkmal. Jede Aufschrift ist in der Regel vom ästhetischen Beschauen ausgeschaltet und wendet sich an die Neugier, nicht an die ästhetische Person. Wenn uns die Verlebendigung der Schrift, die wir jetzt erleben, das vegetative Sprießen, zu dem sie erweckt ist, die Schrift dennoch für eine Zeitlang, ehe sie wieder zu festen Formen oder Formeln erstarrt — ästhetisch interessant macht, so geschieht das, weil sie, durch ihre Metamorphose uns entfremdet, gleichsam zunächst zum Schmuckband, zum Ornament wird, in welchem wir mit Freude buchstabieren. Die Form der Buchstaben, ihre Stellung zueinander wird in der fremden Gestalt uns wieder bewusst und merkwürdig; und wir genießen — wie eine leise Erinnerung aus seliger Analphabetenzeit — den ästhetischen Anblick der feindselig gegen uns aufgestellten Schriftfront, wozu wir gewöhnlich gar nicht gelangen, weil wir als geübte Leser die Schrifterscheinung als solche vollständig überspringen und gleich auf den Schriftinhalt losgehen.

In diesem Sinne vermag die neue, kurz als Secessionsschrift zu bezeichnende Schriftentwicklung allerdings unser ästhetisches Interesse in Anspruch zu nehmen, und es sind in der That Künstler, welche unsere alten Schrifttypen gleichsam in ihrem Tiegel einschmolzen, um sie auf mannigfache Weise neu herauszutreiben und zierlich zu strecken und zu biegen. Wie im modernen Kunstgeschmack überhaupt, hat die Bravour eines exotischen Beispiels ersichtlich auf diese neue Schriftblüte eingewirkt.

Es sind „die Franzosen des Ostens“, die japani-

schen Künstler, denen die Aufschriften und Inschriften — mit flottem Pinsel hingesezt — überall so malerisch ge-
deihen, die uns mit unerreichbarer Leichtigkeit und Sorg-
losigkeit gezeigt haben, wie man sich mit dem Schriftzug
mitten in die Anmuth künstlerischer Schöpfungen wagen
dürfe.

Der japanische Künstler hat dabei noch den von
wenigen unter uns erkannten Vortheil voraus, der in der
Art seiner Schrift als einer Begriffsschrift liegt, dass der
kalligraphische Zug, das kalligraphische Verdienst seiner
über das Kunstwerk — sei es ein Aquarell, sei es Vase
oder Spiegel — verstreuten Aufschriften als ein künst-
lerisches, sozusagen poetisches empfunden wird, gleichsam
als könnten wir den Wohl laut eines Verses, den wir auf
Schüssel oder Krug malen, mit dem Formen- und Farben-
reiz des sonstwie geschmückten Gegenstandes vermählen.
Wie sehr die Anmuth der japanischen Lösungen des
Problems: Schrift und Kunst von unseren Künstlern em-
pfunden wird, zeigen die naiven, direct japanisierenden
Schriftformen, in welche sie mitunter unser so wenig
schlitzäugiges Alphabet geschickt gezwungen haben; aber
es ist doch mehr die Kunst auf Theebüchsen, für welche
solche Scherze sich eignen, als die Kunst ohne solche
Beschränkungen, die Kunst schlechthin. Für diese hat das
Problem: Schrift und Kunst, welches von den Zwecken
dieser Welt so oft gestellt wird, wie mir scheint, eine
doppelte Seite. Sie hat nicht nur jene Formen der Buch-
staben (ihre Silhouetten) und deren Verbindung im Schrift-
ductus zu entwickeln, welche mit der modernen Ornament-
sprache im Einklange stehen, sondern sie hat ebensowohl
die moderne Art der Anbringung von Schrift auf Kunst-
werken, ihr räumliches Zueinander, dessen Princip die

künstlerische Bändigung des an sich banausischen Schriftzweckes sein wird, zu finden und zu ähnlich spielender Leichtigkeit in die Gewalt zu bekommen, wie sie mit unfehlbarer Treffsicherheit in der Hand des japanischen Künstlers ist.

Wir dürfen uns nicht mehr wie der Künstler des Barock oder Rococo mit Schriftmedaillons und zierlich geschlängelten Atlas-Schriftbändern behelfen, dürfen nicht eine Mauer mit einem Buchdeckel verwechseln, einen Ofenschirm mit der Copierpresse decorieren . . . Wir Menschen des papiernen Zeitalters stehen in Gefahr — oder standen es wenigstens bis vor kurzer Zeit, die Welt der Mittheilung ewig nur im Viereck des Setzerrahmens zu sehen . . . Uns in der Kunst von der Tyrannei des Buchdruckergeschmacks zu befreien und — wie die alte Volkskunst — naiv und sorglos ihr Schriftliches überall angebracht hat — mit bewusster Kühnheit und Freiheit der Schrift ihren Platz zu weisen, wo sie ihn in der Kunst beanspruchen darf, und so zu weisen, wie sie ihn beanspruchen darf, das ist die lohnende Aufgabe der modernen Ornamentiker, die gegenwärtig fortwährend interessante Detaillösungen erfährt. Es ist unterhaltend, einen Band der „Jugend“ oder des „Ver Saerum“ daraufhin durchzublättern. Auch in dieser kleinen künstlerischen Nebensache offenbart sich doch prachtvoll viel Talent.

Immerhin ist und bleibt die Schrift — trotz der verführerischen Geschicklichkeit der Modernen, sie zu ästhetisieren — nur ein Accidens der Kunst. Das Wort, die Schrift, müsste heilig werden und ein Prophet wie einst, um die Kunst wirklich zu beschäftigen. Es gab wohl eine Cultur, in der Schrift und Kunst, technisch aufs engste und kunstvollste ineinander verschlungen, gleichsam auch

in seelischer Umarmung miteinander lagen — die arabisch-mahomedanische —, aber diese Herrschaft des Wortes, des religiösen Wortes, ist zum Glück gebrochen. In der Schrift wird die Menschheit niemals wieder das geheimnisvolle Siegel des Seienden verehren, sondern im besten Falle in ihr die dürre Mumie der Wirklichkeit erblicken.



Im Wiener Verlag
sind bisher erschienen:

- Felix Dörmann**, Warum der schöne Fritz verstimmt war.
Umschlagbild von *Rudolf Jettmar*.
K 2.40 = M. 2.—
- Carl Ewald**, Die alte Stube.
Übersetzt von *Walther Ernst*.
Umschlagbild von *Rudolf Jettmar*.
K 3.— = M. 2.50
- Julius v. Gans-Ludassy**, Der letzte Knopf. Volksstück.
Umschlagzeichnung von *Emil Orlik*.
K 2.40 = M. 2.—
- Hugo Ganz**, Der Rebell. Drama.
Umschlagzeichnung von *Emil Orlik*.
K 2.40 = M. 2.—
- Gustav Macasy**, Novellen.
Umschlagbild von *Franz Schuster*.
K 2.40 = M. 2.—
- Max Messer**, Wiener Bummelgeschichten.
Umschlagbild von *Rudolf Jettmar*.
K 2.40 = M. 2.—
- Arthur Morrison**, Geschichten aus den Winkelgassen.
Übersetzt von *Edward Falck*.
Umschlagbild von *Emil Orlik*.
K 3.— = M. 2.50
- Felix Salten**, Der Hinterbliebene.
Umschlagbild von *A. Grosz*.
K 2.40 = M. 2.—
- Karl Schönherr**, Die Bildschnitzer. Tragödie.
Umschlagzeichnung von *Emil Orlik*.
K 1.50 = M. 1.25
- Richard Specht**, Kritisches Skizzenbuch.
K 3.60 = M. 3.—
- Giovanni Verga**, Die Wölfin. Sicilianische Volksscenen.
Übersetzt von *Otto Eisenschütz*.
Umschlagzeichnung von *Emil Orlik*.
K 1.50 = M. 1.25
- Vernon Lee**, Schemen.
Übersetzt von *M. v. Berthof*.
K 4.20 = M. 3.50
- Susi Wallner**, Hallstätter Märchen.
Umschlagbild von *Max Raschka*.
K 2.40 = M. 2.—



Druck von Gottlieb Gistel & Comp. in Wien.